Bizarre Geschichten.

Erster Band.

Bizarre Geschichten I.

Von

August Kretzschmar.

Inhalt:

Eine moderne Königin Christine.

Die feinen Studenten.

Leipzig,
Verlag von E. F. A. T. Rötschke.
1871.

Vorrede.

Wenn man unter dem Ausdruck bizarr das Schroff-Wunderliche versteht, was von der allgemeinen Regel abweicht und etwas gezwungen Eigenthümliches an die Stelle des Herkömmlichen setzt, so wird man finden, daß die Erzählungen, welche wir hier unter dem Gesammttitel „Bizarre Geschichten" zu veröffentlichen beginnen, sich sämmtlich, obschon jede in anderer Weise auf diesem Gebiete bewegen.

Es ist eine bekannte Sache, daß auch die gewöhnlichsten und einfachsten Vorgänge des Menschenlebens dem scharfblickenden und denkenden Beobachter Seiten darbieten, die sich auf eine Weise schildern lassen, welche die

Aufmerksamkeit des Lesers in größerer Spannung erhält, als wenn außerordentliche, ja selbst welterschütternde Ereignisse in einer breiten langweiligen Manier erzählt werden, welche die Geduld des Lesers auf die Probe stellt und sein Interesse erkalten läßt.

Geht hieraus hervor, daß eine geschickte, packende Darstellung selbst dem Alltäglichen einen hohen Reiz zu verleihen im Stande ist, so bedarf es keines Beweises, daß, wenn eine Lectüre nicht blos in Bezug auf ihren eigentlichen Inhalt, sondern auch hinsichtlich der Darstellung das Prädicat einer fesselnden verdient, der Leser sich in doppelter Beziehung befriedigt fühlen wird.

Wir sind bemüht gewesen, eine Anzahl solcher Erzählungen zu sammeln, und haben dabei unser Augenmerk noch besonders darauf gerichtet, daß das Lesen jeder einzelnen keine lange Zeit in Anspruch nehme, und sie sich sonach vorzüglich eignen, dem Reisenden,

dem Geschäftsmann und Jedem, der weder Muße noch Neigung zum Lesen langathmiger Romane hat, einen angenehmen Zeitvertreib zu gewähren.

Den Anfang machen wir mit zwei Novelletten, in welchen ein etwas potenzirter Humor vorwaltet; die das zweite Bändchen bildenden Erzählungen sind tragischen Inhaltes, und so werden wir fortfahren, nach verschiedenen Seiten hin die Abwechselung zu bieten, die für ein solches Unternehmen ein wesentliches Lebenselement ist.

C. F. A. T. Rötschke.

Eine moderne Königin Christine

oder

Wie mancher Mensch zu seinem Glück geprügelt werden muß.

I.

Die verwittwete Steuerräthin Zimmermann in Neuensee — einer hübschen Mittelstadt — saß mit ihrer einzigen Tochter Ida am Fenster.

Der Steuerrath war schon seit zehn Jahren todt, seine Wittwe bekam aber eine anständige Pension, auch hatte er ihr einige Tausend Thaler Vermögen hinterlassen und so lebte sie mit ihrer Tochter allerdings auf etwas beschränktem und eintönigem Fuße, aber doch völlig sorgenfrei.

Doch nein, völlig sorgenfrei ist zu viel gesagt.

Die Sorge, welche so vielen Menschenkindern das Dasein verbittert und erschwert, die Sorge um des Leibes Nahrung und Nothdurft, quälte die Steuerräthin freilich nicht,

dafür aber ward sie von einer anderen gemartert, die sich mit jedem Tage fühlbarer machte.

Ida, ihre einzige Tochter, war ein hübsches, gebildetes und auch gutmüthiges Mädchen, aber dennoch bereits vierundzwanzig Jahr alt und hatte noch keinen Mann.

Und nicht blos keinen Mann hatte Ida, sondern nicht einmal einen Freier, einen Bewerber, Anbeter, Bewunderer, Poussadeur oder wie man jenes von heirathsfähigen jungen Damen so werthgeschätzte und oft sehnlich herbeigewünschte männliche Wesen sonst nennt.

Was der Grund war, daß ein nicht häßliches, nicht ganz vermögensloses und dabei mit vielen Kenntnissen und Fertigkeiten ausgestattetes Mädchen aus gutem Stande von der jungen Männerwelt Neuensee's bisjetzt ganz links liegen gelassen worden war, darüber waren die Meinungen getheilt.

Die Einen behaupteten, Ida habe nicht Vermögen genug und mache trotzdem hohe Ansprüche, Andere sagten, sie sei ein wenig überbildet, sodaß die jungen Männer sich

gewissermaßen vor ihr fürchteten, und noch Andere meinten, es wolle Niemand die alte Steuerräthin zur Schwiegermutter haben, weil diese in der ganzen Stadt und noch ein gutes Stück darüber hinaus als eine Intriguantin ersten Ranges bekannt sei.

Welche Meinung von diesen allen die richtige war und ob die Steuerräthin wirklich das Prädicat einer Intriguantin ersten Ranges verdiente, wird sich aus dem weitern Verlauf unserer Erzählung ergeben.

Stundenlang saßen Mutter und Tochter mit ihrer Näharbeit oder mit Lectüre beschäftigt an einem bestimmten Fenster ihrer Wohnung, die sich in einem schönen Hause der lebhaftesten Straße der Stadt befand und waren bemüht, in das langweilige Einerlei ihres Daseins dadurch einige Abwechselung zu bringen, daß sie mit einander die Bemerkungen austauschten, wozu ihnen das vor ihren Augen fortwährend wechselnde Schauspiel des bunten Straßenlebens unerschöpflichen Stoff bot.

Die Steuerräthin war sehr kurzsichtig und mußte sich, wenn sie einen entfernten Gegen=

stand genau in's Auge fassen wollte, eines optischen Hülfsmittels bedienen.

Ein solches stand daher in Form eines wohlconditionirten, stets fertig gestellten Operngucker's fortwährend auf dem kleinen Fenstertische, an welchem sie mit ihrer Tochter saß, vor ihr.

Ida, eine Blondine mit graublauen Augen, besaß die solchen Augen in der Regel eigenthümliche vorzugsweise scharfe Sehkraft und pflegte, so wie sie vom weiten auf der Straße etwas Besonderes sich nähern sah, ihre Mutter darauf aufmerksam zu machen.

Diese säumte dann nicht, zu ihrem Operngucker zu greifen und denselben, wie die große Kanone der Dardanellen, auf das vorüberpassirende Object zu richten.

II.

„Da kommt auch die schöne Christine, wie sie allgemein genannt wird," bemerkte Ida, als sie ein ungemein stattliches, wie eine wohlhabende Bürgerstochter gekleidetes Mädchen die Straße heraufkommen sah.

„Christine Engelmann, die Korbmacherstochter?" fragte die Steuerräthin und griff zugleich nach ihrem Operngucker.

„Ja."

Die Wittwe musterte die Vorübergehende aufmerksam und als sie ihr nicht mehr nachsehen konnte, stellte sie das optische Hülfsmittel wieder auf den Tisch und sagte:

„Ein schönes Mädchen ist sie, das muß ihr der Neid lassen. Ihr blühendes, nobles Gesicht, das schwarze, glänzende Haar und die großen schwarzen Augen können ihren

Eindruck auf Jeden, der sie sieht, nicht verfehlen."

„Gewiß nicht," bestätigte Ida. „Und dann dieser Gang, diese Haltung! Wenn sie entsprechende Kleider trüge, könnte man sie für eine Prinzessin halten."

Die Steuerräthin lächelte und sagte:

„Gewissermaßen ist sie auch eine."

Ida stutzte, sah ihre Mutter mit dem Ausdruck der Befremdung an und sagte:

„Ich verstehe Dich nicht, Mama."

Die Wittwe schwieg eine Weile und hob dann wieder an:

„Hast Du die Mutter dieses Mädchens gekannt?"

„Nein."

„Sehr richtig; Du kannst sie fast nicht gekannt haben, denn sie ist schon seit siebzehn bis achtzehn Jahren todt und wenn Du sie in Deiner Kindheit auch gesehen hast, so hast Du sie doch natürlich schon längst wieder vergessen. Aber den Vater kennst Du wohl?

„Den Korbmacher Engelmann? Allerdings den kenne ich recht gut. Ich habe ja schon

mehrmals Einkäufe bei ihm gemacht und bin auch ein paarmal in seiner Werkstatt gewesen, um schadhaft gewordene Korbsachen ausbessern zu lassen.“

„Nun, sieht dieser Mann wol aus wie der Vater einer solchen Tochter?“ fragte Ida's Mutter weder.

Die Gefragte lachte und antwortete:

„Nein, so sieht er allerdings nicht aus. Er ist klein, unansehnlich, hat rothborstiges Haar und watschelt dabei auf eine Weise, welche ohne Lachen nicht anzusehen ist. Aber —“

„Nun aber?“ wiederholte die Steuerräthin, als ihre Tochter stockte.

„Es ist doch,“ fuhr Ida fort, „sehr häufig der Fall, daß die Kinder den Eltern geistig wie körperlich nicht nachgerathen. Man sieht das in den Familien aller Stände, warum nicht auch in der eines Korbmachermeisters?“

„Da hast Du ganz recht, liebes Kind; hier aber ist der Abstand ein so gewaltiger, daß man nothwendig auf allerhand Vermuthungen

kommen müßte, auch wenn das eigentliche Sachverhältniß nicht so ziemlich allgemein bekannt wäre."

„Allgemein bekannt? Ich habe noch nichts davon gehört."

„Nun ja, Du kommst außer mit mir nicht mit vielen anderen Leuten zu sprechen und ich habe Dir, so oft wir auch dieses Mädchen seit Jahren hier vorbeigehen gesehen haben, von dem, was man sich über die Herkunft desselben erzählt, immer noch nichts sagen wollen. Es ist eine delicate Sache, die man mit einem Kinde nicht wol besprechen kann; nun aber —"

„Nun aber," unterbrach Ida ihre Mutter lächelnd, „meinst Du, ich sei kein Kind mehr und könne schon etwas hören."

„So ist es," bestätigte die Steuerräthin mit einem Seufzer. „Du bist nun vierundzwanzig Jahr alt und könntest längst Gattin und Mutter sein, wenn — wenn —"

„Wenn mich einer hätte haben wollen," ergänzte die Tochter wieder lächelnd. „Laß das doch gut sein, Mutter, und mache Dir

darüber keinen Kummer. Ich habe ja noch nichts versäumt und bekomme ich wirklich keinen Mann, so müssen wir denken, daß es so zu meinem Besten ist. Doch Du wolltest mir ja von der schönen Christine erzählen."

III.

Die Steuerräthin schlug sich die Gedanken, von welchen sie ohnehin oft genug belästigt ward, vor der Hand aus dem Sinn und sagte:

„Ja, Ida, ich will Dir von der schönen Christine erzählen. Ihre Mutter, die ich vorhin erwähnte und auf welche Du Dich nicht mehr besinnen kannst, war eine beinahe ebenso stattliche Figur, nur hatte sie nicht dieselben noblen Züge, sondern sah weit ordinärer aus. Sie war das Kind ganz armer und gewöhnlicher Eltern und diente, nachdem sie bei mehreren andern Herrschaften gewesen, zuletzt oben auf dem fürstlichen Schlosse. Hier richtete der junge Prinz Emil, ein Sausewind, der nun auch schon seit mehreren Jahren todt ist, sein Augenmerk auf sie, fand jedenfalls keinen

sonderlichen Widerstand gegen seine Wünsche und die natürliche Folge war, daß die unebenbürtige Geliebte Knall und Fall das Schloß verlassen mußte. Der Prinz handelte an ihr so nobel, wie vornehme Herren in solchen Fällen zu handeln pflegen, das heißt, er schenkte ihr ein tüchtiges Stück Geld, und für dieses kaufte sie sich einen Mann, der sie schnell heirathete und das Kind, welches sie ihm bald nach der Hochzeit schenkte, als das seine anerkannte."

„Und lebten diese beiden Leute glücklich miteinander?" fragte die Tochter der Steuerräthin.

„Ja wol, sehr glücklich, so viel ich weiß. Der Korbmachermeister Engelmann ist, so häßlich er auch aussieht, doch ein sehr ordentlicher, fleißiger und thätiger Mann, der sich jetzt in ganz guten Verhältnissen befindet. Dies wäre ihm aber vielleicht nicht, oder nicht so schnell gelungen, wenn ihn seine Frau nicht durch das Geld des Prinzen in den Stand gesetzt hätte, gleich etwas Ordentliches in sein Geschäft zu

stecken und es mit Nachdruck und Vortheil zu betreiben."

„Und dafür," bemerkte Ida, „war er ihr wahrscheinlich ebenso dankbar, wie sie ihm dafür, daß er sie zu einer ehrlichen Frau gemacht hatte, nicht wahr?"

„Ja wol. Sie lebten sehr gut zusammen und als sie starb, betrauerte er sie aufrichtig. Auch hat er nicht wieder geheirathet."

„Und gegen das Kind, welches seinen Namen führt, aber nicht das seine ist, hat er sich auch gut und liebevoll gezeigt?"

„Ja, und zwar nicht blos gut und liebevoll, sondern auch gewissermaßen ehrerbietig Er sieht in ihr fortwährend die Prinzessin und betrachtet es als eine große Herablassung, daß sie nun, nach dem Tode ihrer Mutter und nachdem sie herangewachsen, sein Hauswesen leitet und sich allen Verrichtungen unterzieht, welche eine solche Aufgabe mit sich bringt."

„Weiß sie denn, daß sie nicht die wirkliche Tochter ihres nominellen Vaters ist?" fragte Ida.

„Höchstwahrscheinlich. Wenn es ihre Mutter nicht schon selbst gesagt hat, so hat sie es, nachdem sie groß geworden, jedenfalls doch von dem gutmüthigen Engelmann gehört, der es in seiner strengen Ehrlichkeit gewißlich für seine Pflicht gehalten hat, ihr die Wahrheit zu sagen.“

„Er scheint ihr auch eine gute Erziehung gegeben zu haben.“

„Ja wol. Sie soll, wie ich von mehrern Seiten gehört, eine sehr gute Schulbildung besitzen und in dieser Hinsicht vor andern Bürgers- und Handwerkerstöchtern viel voraus haben.“

„Dann wird sie sich aber in ihren gegenwärtigen Verhältnissen nicht recht wol fühlen, sondern höher hinaus wollen,“ meinte Ida.

„Das soll nicht der Fall sein, wenigstens soll sie mit dem ersten Gesellen ihres Vaters, einem netten, jungen Manne, so gut wie halb und halb verlobt sein.“

„Daraus,“ setzte Ida hinzu, „würde allerdings hervorgehen, daß sie auch wie ihre Mutter

nichts weiter zu werden gedenkt oder wünscht, als eine Frau Korbmachermeisterin."

Die Steuerräthin wollte hierauf wieder etwas entgegnen, ward aber durch den Einttitt ihrer Dienerin unterbrochen, die ihr einen soeben vom Briefträger gebrachten Brief überreichte.

IV.

„Wol von Tante Springer in Kaltenborn?“ fragte Ida, während ihre Mutter, nachdem sie einen Blick auf Adresse und Siegel geworfen, das Couvert des Briefes aufschnitt.

„Ja,“ antwortete die Steuerräthin. „Das ist ja so ziemlich die einzige Person, mit welcher wir in Briefwechsel stehen. Da lies.“

Mit diesen Worten reichte sie ihrer Tochter den aus dem Couvert gezogenen Brief. Die Tante Springer schrieb eine sehr „finzlige“ Hand und das Lesen derselben würde der Steuerräthin in Anbetracht ihrer schwachen Augen zu viel Mühe gemacht haben.

Ida schlug den Brief auseinander und sagte:

„Ich bin neugierig, was die Tante heute schon wieder zu melden hat. Sie schreibt sonst

regelmäßig alle vier Wochen, diesmal aber sind, seitdem wir ihren letzten Brief erhielten, erst vierzehn Tage vergangen."

Die Steuerräthin machte eine ärgerliche Miene und entgegnete:

„Ach, was wird es denn weiter sein, als der gewöhnliche Kohl über ihre Kränklichkeit und über die dummen Streiche, die ihr Herr Sohn fortwährend macht. Sie weiß vor Langerweile nicht, was sie beginnen soll, und verfällt dann gewöhnlich auf die unglückliche Idee, auch einmal außer der Zeit an uns zu schreiben. Na, lies nur, Ida; wir werden ja hören."

Die Tochter der Steuerräthin begann sofort mit dem Vorlesen des Briefes, welcher folgendermaßen lautete:

„Liebe Adelgunde,

„Du wirst Dich wundern, heute, schon vierzehn Tage vor der gewöhnlichen Zeit, wieder einen Brief von mir zu bekommen; ich habe aber eine ganz besondere Veranlassung dazu:

„Der Sohn meiner theuren Freundin, der verwittweten Amtscommissar Weinert, wird nächstens nach Neuensee kommen, um in dem

Geschäft der Herren Brenner und Comp. eine Zeit lang als Volontär thätig zu sein.

„Dieser junge Mann ist ein Schulkamerad und Freund meines Fritz und ebenso wie dieser ein Lusticus, der es in manchen Beziehungen noch ein wenig toller getrieben hat als mein Sohn, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil er von seiner Mutter weit mehr Geld bekommen hat, als Fritz von mir.

„Ursprünglich zum Juristen bestimmt, ist er doch schon im ersten Jahre von der Universität fortgelaufen und hat Offizier werden wollen. Die Vorbereitungen hierzu sind aber wahrscheinlich auch nicht nach seinem Geschmack gewesen, denn er hat nochmals umgesattelt und will nun Kaufmann werden. Damit ist seine Mutter vollkommen einverstanden und sie will ihm, nachdem er sich die nöthigen praktischen Kenntnisse erworben hat, gern die Mittel zur Begründung eines eigenen Geschäfts gewähren.

„Dabei ist sie aber fest überzeugt, daß er nicht eher ein guter, solider Geschäftsmann werden wird, als bis er sich in den Händen einer verständigen Frau befindet, die es ver-

steht, seinem Hange zu einer unregelmäßigen Lebensweise Einhalt zu thun und ihm Geschmack an häuslichem Glück beizubringen.

„Eine solche Frau würde, wie die Mutter des jungen Mannes glaubt, Deine Ida sein, die sie vergangenen Sommer, als Ihr beide hier bei mir auf Besuch waret, kennen gelernt hat, und ich bin mit ihr hierin vollkommen einverstanden.

„Ida mit ihrem ruhigen verständigen Wesen würde ganz gewiß den heilsamsten Einfluß auf den jungen Mann ausüben und — gegenseitige Zuneigung vorausgesetzt — ein glückliches Leben mit ihm führen.

„Ich habe deshalb dem Wunsche der besorgten Mutter entsprochen und ihrem Sohn einen Einführungs- und Empfehlungsbrief an Dich mitgegeben. Du wirst ja sehen, wie er Dir und Deiner Ida gefällt, und dann wird sich das Weitere finden.“

Nachdem so der Hauptzweck des Briefes erledigt war, erging sich Tante Springer gewohntermaßen noch in einer Reihe von Jeremiaden über ihre fortwährend schwächliche Ge-

sundheit und die Noth, die sie mit ihrem eigenen leichtfertigen Sohne hätte — Themata, welche mit unserer Erzählung in keinem engern Zusammenhange stehen und womit wir daher dem Leser nicht weiter lästig zu fallen brauchen.

Natürlich gab dieser Brief, der einmal etwas so ganz Außerordentliches enthielt, der Adressatin und ihrer Tochter reichen Stoff zu einer langen Unterredung, deren Resultate sich aus dem weiteren Verlaufe unserer kleinen Geschichte von selbst ergeben werden.

V.

Es waren nach dem in Vorstehendem mitgetheilten Gespräch zwischen der verwitteten Steuerräthin und ihrer Tochter drei oder vier Tage vergangen, als aus dem Hause, in welchem die beiden wohnten, ein eleganter junger Mann heraustrat.

Es war jetzt gegen elf Uhr vormittags und der junge Mann trug schwarzen Frack und weiße Glacehandschuhe, was vermuthen ließ, daß er eine sogenannte Staatsvisite „geschnitten" hatte.

Dem war auch in der That so, denn der junge Mann war in der That kein anderer als Arthur, der sitzengebliebene Jurist, von der Pfanne gebrannte Offizier und angehende Kaufmann, der Sohn der Amtscommissarin Weinert in Kaltenborn, die so bemüht war, ihn in das

ruhige Fahrwasser eines soliden Lebens zu bringen.

Er hatte soeben den Empfehlungsbrief, den ihm die Freundin seiner Mutter mitgegeben, überreicht und von der Steuerräthin die Erlaubniß erhalten, seine Besuche zu wiederholen.

Arthur war ganz geeignet, auf den ersten Anblick einen vortheilhaften Eindruck zu machen Groß und wohlgewachsen, besaß er ein munteres, offenes, hübsches Gesicht, zutrauliche braune Augen und langlockiges Haar von derselben Farbe.

Dabei war sein Benehmen, wie sich von einem jungen Mann, der sich schon in verschiedenen Lebensstellungen bewegt, nicht anderes zu erwarten stand, ein ungemein gewandtes und sicheres.

Ließ sich hiernach erwarten, daß sein Besuch bei der Wittwe und deren Tochter eine beifällige Aufnahme gefunden hatte, so ging aus der Miene, die sein Gesicht jetzt zeigte, hervor, daß auch er mit dem Empfang, den er gefunden, und mit dem, was er dabei zu sehen

und zu hören bekommen, vollkommen zufrieden war.

„Ja,“ murmelte er, als er so das Trottoir entlang ging, bei sich selbst, „das Mädchen könnte mir gefallen. Sie ist zwar nicht mehr ganz jung, aber doch nicht älter als ich! sie ist nicht schön, aber auch durchaus nicht häßlich, und die Gutmüthigkeit steht ihr im Gesicht geschrieben. Ich schien ihr auch nicht zu mißfallen und warum sollte ich auch? Habe ich bei so vielen mein Glück auf unsolide Weise gemacht, so kann ich es ja auch einmal bei einer in rechtlicher Weise machen. Uebrigens ist es bei mir auch die höchste Zeit, daß ich einmal ordentlich werde und meiner guten Mutter keinen Kummer mehr mache. Ja, ja; ich will mir Mühe geben, den Kaufmannsschwindel so schnell als möglich zu erlernen, dann mich etabliren und dieses gute Mädchen heirathen. So wird es und dabei bleibt es!“

Eben als Arthur in dieser Weise sein Selbstgespräch beendete, bog er um die Ecke der Straße und wäre beinahe mit einem jungen

Mädchen zusammengerannt, welches von der andern Seite kam.

Wir haben dieses Mädchen bereits einmal vom Fenster der Steuerräthin aus gesehen und erkennen in ihr daher sofort die schöne Christine, die Pseudotochter des ehrlichen Korbmachermeisters Engelmann.

Daher wundern wir uns auch nicht, daß Arthur, nachdem Christine ihn mit halb zürnenden Blickg emessen und mit stolzem Schritt an ihm vorübergegangen war, betroffen stehen blieb und der sich Entfernenden nachschauete.

„Aber das nenne ich eine Schönheit!" murmelte er dann. „Wer muß das denn sein? Eine Königstochter, die in Bürgermädchencostüm in den Straßen umherwandelt, um das Volksleben kennen zu lernen? So etwas Aehnliches muß sie sein! Wenn ich es aber gewiß wissen will, so kann ich nichts Klügeres thun als ihr nachschleichen."

Arthur, der sonst in allen Dingen sehr saumselig und nachlässig war, entwickelte dagegen, so bald es sich um Liebesabenteuer und

dergleichen handelte, eine ganz erstaunliche Energie und Beharrlichkeit.

Demgemäß begann er auch jetzt sofort der schönen Erscheinung zu folgen, und der Entschluß, den er vor wenigen Augenblicken gefaßt, äußerte jetzt nur noch insofern Einfluß auf ihn, als er sich beim Wiederpassiren des Hauses, in welchem die Steuerräthin wohnte, dicht an der Wand hindrückte, um weder von Ida noch von deren Mutter bemerkt zu werden.

VI.

Wieder waren einige Wochen vergangen und das Verhältniß, welches von der Freundin der Mutter Arthur's zwischen ihm und Ida angebahnt worden, schien sich auf die gedeihlichste Weise zu entwickeln.

Regelmäßig zweimal wöchentlich fand der junge Mann sich bei der verwittweten Steuerräthin ein, und diese konnte sehr bald mit gutem Gewissen und der Wahrheit gemäß ihrer Verwandten in Kaltenborn berichten, daß aller Grund vorhanden sei, zu hoffen, das von Arthur's Mutter so innig gewünschte Ehebündniß werde glücklich zu Stande kommen.

Wäre freilich die gute Frau Ohrenzeugin des Gesprächs gewesen, welches an demselben Tage, wo ihr diese Mittheilung gemacht ward,

in der Werkstatt des Korbmachermeisters Engelmann in Neuensee stattfand, so würden die in ihr erweckten Hoffnungen bedeutend wieder herabgestimmt worden sein.

Meister Engelmann war mit seinen beiden Lehrburschen auf eins der nächsten Dörfer gegangen, um eine dort erkaufte größere Partie Weidenruthen aufzuladen und nach der Stadt zu bringen.

Es war daher in der Werkstatt Niemand weiter zugegen, als die drei Gesellen, die nach Handwerksgebrauch nach ihren beziehentlichen Heimathsorten und folglich der „Stralsunder", der „Leipziger" und der Weimaraner" genannt wurden.

Der erstere, den wir schon von der Steuerräthin als einen „netten jungen Mann" bezeichnen gehört, stand schon seit beinahe drei Jahren bei Meister Engelmann in Arbeit, während seine beiden Kameraden erst im Laufe des letztvergangenen Jahres eingetreten waren.

Es herrschte zwischen allen dreien ein sehr gutes Einvernehmen und der Leipziger und

der Weimaraner betrachteten den Stralsunder gewissermaßen als eine Art Vicemeister.

Dies hatte nicht blos darin seinen Grund, daß der Stralsunder sowol der Anciennität in der Werkstatt nach, als auch überhaupt der älteste Geselle war und als solcher in manchen Beziehungen den Meister vertrat, sondern auch darin, daß dieser ihn als seinen künftigen Schwiegersohn betrachtete.

Ja, der Stralsunder war der Glückliche, der nicht blos das schön angebrachte und sich noch immer umfangreicher gestaltende Geschäft des Meisters übernehmen und fortführen, sondern auch die von der ganzen Stadt bewunderte schöne Christine sein Weib nennen sollte.

An dem Tage jedoch, wo wir jetzt die Korbmacherwerkstatt betreten, schien der so vielfach beneidete Obergesell nicht bei der frohen Laune zu sein, die man bei einem vom Glück so begünstigten jungen Manne voraussetzen sollte.

Statt daß er sonst bei der Arbeit fröhlich sang oder pfiff, oder mit seinen Nebengesellen

munter plauderte, war er heute still und in in sich gekehrt und gab kaum einen Laut von sich.

Es war dies um so auffallender, als gerade in der Abwesenheit des Meisters und der beiden Lehrburschen für die drei Gesellen eine Aufforderung lag, diese Gelegenheit zu recht ungestörter und ungenirter Unterhaltung nicht unbenutzt zu lassen.

Der Weimaraner war eine etwas schwerfällige thüringer Natur, der es nicht darauf ankam, einmal gleich vier, fünf Stunden hintereinander nicht den Mund aufzuthun.

Hätte dagegen der Leipziger auch nur eine Stunde lang in völligem Schweigen verharren sollen, so wäre er ganz gewiß noch vor Ablauf derselben todt von der Werkbank gestürzt.

„Aber zum Himmelement,“ unterbrach er daher plötzlich das Schweigen, welches seit einer halben Stunde seine absolute Herrschaft übte, „was ist denn heute mit Euch? Von Dir, Du weimar'scher Duckmäuser, ist man es freilich gewohnt, Dich dasitzen zu sehen, als ob Du

nicht Meff sagen könntest, daß aber auch Du, Stralsunder, so still bist, das muß seine besondern Gründe haben."

Der Stralsunder blickte von dem kunstvollen Geflecht, welches er zwischen den Knieen hielt, auf, seufzte und sagte:

„Ja, die hat es allerdings."

„So, nun so sprich Dich darüber aus, dann wird es Dir vielleicht etwas leichter um's Herz, und wer kann wissen, ob man Dir nicht einen guten Rath geben kann."

Es war nicht blos Neugier, was den Leipziger bewog, so zu sprechen. Er war wirklich eine „gute Haut", wie man zu sagen pflegt, und von dem aufrichtigen Wunsch beseelt, seinem Freund und Nebengesellen mit Rath und That, dafern es in seinen Kräften stünde, beizustehen.

Der Stralsunder wußte das und da es ihm wirklich Bedürfniß war, seinem schwerbedrückten Herzen ein wenig Luft zu machen, so säumte er auch nicht weiter, der Aufforderung des Leipzigers und seinem eigenen Drange zu folgen.

Daß auch der „Duckmäuser,“ der Weimaraner, trotz seiner Schweigsamkeit, sich für das, was er, der Stralsunder, zu sagen im Begriff stand, interessiren und aufmerksam zuhören würde, davon war er ebenfalls im Voraus überzeugt.

VII.

„Ihr wißt," hob der Stralsunder an „daß ich alle Aussicht hatte, einmal, wenn auch nicht noch in diesem Jahr, unsere schöne Meisterstochter zur Frau zu bekommen."

„Ja freilich!" sagte der Leipziger. „Hast Du denn diese Aussicht nicht noch?„

„Leider muß ich diese Frage mit Nein beantworten."

„Aber," fuhr der Leipziger fort, „ich habe doch in dem Benehmen unsers Meisters gegen Dich nicht die geringste Veränderung bemerkt, und auch Christine ist, wie ich alle Tage beim Mittagsessen sehe, immer noch so freundlich gegen Dich wie sonst."

Der Obergesell seufzte wieder und entgegnete:

„In Bezug auf den Meister hast Du Recht,

Leipziger; dieser ist immer noch der Alte gegen mich und wird es auch bleiben. Mit Christine dagegen ist in ihrem Benehmen gegen mich seit einiger Zeit eine große Veränderung vorgegangen, die Du, Leipziger, blos deshalb nicht bemerkst, weil Du das Mädchen nicht liebst."

„Das kann wohl sein," gab der Leipziger zu. „Ihr Verliebten seht mit ganz andern Augen als Menschen wie ich, denen die Liebe so zu sagen noch ein böhmisches Dorf ist."

„Ach," fuhr der Stralsunder fort, „ich wollte beinahe, mir wäre sie auch eins geblieben, denn wenn das, was ich fürchte, in Erfüllung geht, wenn Christine sich von mir abwendet, um einen Andern zu heirathen, so mag ich vom ganzen Leben nichts mehr wissen und schneide mir mit dem Schnitzer die Pulsadern auf oder springe in's Wasser."

Eine so verzweifelte Aeußerung verfehlte selbst auf den dickhäutigen Weimaraner ihren Eindruck nicht, obschon er nichts sagte, sondern blos, ohne von seiner Arbeit aufzublicken, den Kopf schüttelte und vor sich hingrunzte.

Das war bei ihm schon viel.

Der Leipziger dagegen beschränkte die Kundgebung seiner Theilnahme nicht auf dergleichen unarticulirte Laute, sondern sagte:

„Aber, lieber Stralsunder, ich bitte Dich um drei gute Groschen, was hat denn Christine so plötzlich auf andere Gedanken gebracht? Hat sie Einen kennen gelernt, der ihr besser gefällt als Du?"

„Ja, so scheint es," antwortete der Obergesell. „Ganz genau bin ich selbst noch nicht von der Sache unterrichtet, eine Nachbarin aber hat mir verrathen, daß Christine seit einiger Zeit zuweilen des Nachmittags, während ihr Vater hier bei uns in der Werkstatt ist, hinten im Garten über das Pförtchen hinweg mit einem jungen Herrn spricht, der sehr elegant und vornehm gekleidet ist. Dieser macht ihr jedenfalls den Hof und gefällt ihr, denn seit dieser Zeit geht sie mir absichtlich aus dem Wege und meidet jede Gelegenheit, mit mir allein zusammenzutreffen."

„Das sieht freilich verdächtig aus," meinte der Leipziger. „Aber Christine kann Dir doch

nicht so ohne Weiteres den Händel aufkündigen, denn ihr Vater hat jedenfalls auch ein Wort mit hineinzureden."

Der Stralsunder machte eine Geberde, welche wahrscheinlich Hoffnungslosigkeit ausdrücken sollte, und sagte:

„Ach, lieber Freund, Du weißt ja, daß der Meister stets das will, was Christine will. Er hat sie mir zum Weibe versprochen, weil er gesehen, daß sie mich nicht ungern hat. Sobald sie ihm aber sagt, daß sie nicht mehr mich, sondern einen Andern wolle, wird er, wenn auch mit Bedauern, sein mir gegebenes Wort wieder zurücknehmen, und der Stralsunder kann dann gehen, wo er hergekommen ist."

Nachdem der arme Schelm dies gesagt, ließ er den Kopf auf die Brust herabsinken und es fehlte nicht viel, so hätte er angefangen zu weinen.

Er bezwang sich jedoch und suchte, wie viele Menschen, die sich ihrer weicheren Regungen schämen, zu thun pflegen, sich mit Gewalt in eine andere Stimmung zu versetzen.

Das Mittel dazu fand er in dem Gedanken an seinen Nebenbuhler, den er bisjetzt nur erst vom Hörensagen kannte.

Er ergriff den neben ihm auf der Werkbank liegenden Schnitzer, schwang denselben drohend und sagte:

„Ha, wenn ich diesen Buben unter die Hände kriegte, ich glaube, ich ermordete ihn!"

„Na, na," sagte der Leipziger, der, wie die Kirche, kein Freund von Blutvergießen war, „so toll wirst Du es nicht machen, Stralsunder! Eine tüchtige Tracht Hiebe aber könnte dem Bengel nichts schaden und ich würde mit Vergnügen sie ihm verabreichen helfen. Nicht wahr, Weimaraner, Du würdest Dich dabei auch betheiligen?"

Der Dickhäuter sagte, seiner Gewohnheit gemäß, nichts, wohl aber faßte er die lange Weidenruthe, mit deren Abschälen er eben beschäftigt war, in die rechte Hand und führte damit über das Polster eines in der Nähe stehenden alten Lederstuhles nacheinander drei Hiebe, daß die Staubwolken hoch in die Höhe wirbelten.

Dieselben hatten sich noch nicht völlig verzogen, als der Wagen mit der frischen Weidenruthenladung in den Hof herein fuhr, und die drei Gesellen nun hinausmußten, um dem mit seinen Lehrlingen plötzlich zurückgekehrten Meister beim Abladen behülflich zu sein.

VIII.

Fritz Springer, der Sohn einer Fabrikantenwittwe in Kaltenborn, war ein hübscher junger Mann, der nur einen Fehler hatte, nämlich den, ein fast vollständiger Taugenichts zu sein.

Von Grund aus verzogen, gab er auch nicht die mindeste Hoffnung, daß einmal etwas Besseres aus ihm werden würde, und sein Zustandsvormund hatte sich daher schon vorgenommen, nach dem Tode der Mutter das unverbesserliche Söhnchen in eine Versorgungsanstalt bringen zu lassen.

Mittlerweile lebte Fritz im Hause seiner Mutter, that gar nichts und hatte jetzt nicht einmal mehr, wie in den letztvergangenen Monaten, die Gesellschaft seines Freundes und Schulkameraden Arthur, der, wie wir gesehen

haben, den ernsten Entschluß gefaßt hatte, den inständigen Bitten seiner Mutter nachzugeben und ein thätiger Geschäftsmann und gesetzter Familienvater zu werden.

Sein einziger Zeitvertreib war die Lectüre seichter oder auch frivoler Romane und der Briefe, die ihm sein Freund, vermuthlich aus Mitleid mit seiner Langweile, dann und wann von Neuensee schrieb.

„Ha, ha, ha!“ lachte er, als er eines Tages wieder einmal einen Brief von Arthur erhalten und gelesen hatte. „Es ist und bleibt doch ein Teufelskerl! Wie beneide ich ihn um das lustige Leben, welches er führt, während ich hier zu Hause hocken und an den Nägeln kauen muß. Freilich aber ist er auch reich und meine Mutter hat nur so viel als sie braucht, um mit mir eben leben zu können.“

Der hoffnungsvolle junge Mann las den Brief seines Freundes noch einmal durch, legte ihn dann neben sich auf das Sofa, auf dem er saß, und sagte:

„Sehen möchte ich sie einmal, diese schöne Korbmacherstochter, mit welcher er, wie er hier

in seinem Briefe sagt, die letzte Liebesintrigue spielen will, ehe er sich mit meiner Cousine in's Ehejoch spannen läßt. Es muß nach seiner Schilderung ein Prachtmädchen sein, die es schon werth ist, das ein feiner Kerl wie Arthur sich einen kleinen Spaß mit ihr macht."

Fritz ward in seinem Alleingespräch durch nahende Tritte unterbrochen und hatte eben nur noch Zeit, den Brief, den er neben sich gelegt, unter eins der Sofakissen zu schieben.

Er kannte die Tritte der Person, die sich näherte, und wußte, daß diese, wenn sie den Brief sähe, den Inhalt desselben zu erfahren verlangen würde.

Die Eintretende war nämlich seine Mutter, eine kleine, hagere, fortwährend kränkliche Frau, die in fast ununterbrochener reizbarer Stimmung war.

Freilich, wer ihre Lebensgeschichte kannte und wußte, was sie mit ihrem nun schon lange verstorbenen Gatten und ihrem leider noch am Leben befindlichen Sohn durchgemacht, der konnte sich über ihre Kränklichkeit und Reizbarkeit nicht wundern.

„Aber, Fritz," rief sie als sie ihren Sohn erblickte, „was machst Du denn hier in diesem Zimmer? Hab' ich Dir nicht gesagt, daß es frisch gesäubert und aufgeräumt ist und daß Du es nicht betreten sollst? Wo Du hinkommst, da ist am längsten Ordnung gewesen! Gleich mach', daß Du hinauskommst!"

Der wohlgerathene Sohn erhob sich langsam und sagte:

„Ach ja, Tante Zimmermann kommt ja heute von Neuensee und dieses ist allemal ihr Zimmer, wenn sie bei uns ist. Du hattest es mir gestern gesagt, Mama, ich hatte es aber wieder vergessen.

„Ja, ja," fuhr die Fabricantenwittwe in ihrem ärgerlichen Tone fort, „wie Du alles vergissest, was Du merken sollst, und nichts merkst, als was Du lieber vergessen solltest. Also vorwärts, hinaus!"

„Kommt denn Cousine Ida diesmal auch wieder mit?" fragte Fritz.

Er hätte diese Frage eigentlich nicht zu thun gebraucht, denn seine Mutter hatte ihm gestern bei der Mittheilung über den bevor-

stehenden Besuch der Tante Steuerräthin auch gesagt, daß Ida diesmal **nicht** mitkommen würde, und übrigens war es ihm auch höchst einerlei, ob er blos seine Tante zu sehen bekäme oder auch zugleich seine Cousine.

Er that die Frage vielmehr blos, um Zeit zu gewinnen und den unter dem Sofakissen versteckten Brief wieder hervorzuescamotiren, damit er nicht seiner Mutter in die Hände fiele.

Er wußte, daß, sobald er das Zimmer verlassen hätte, seine Mutter die durch ihn darin verursachte kleine Unordnung wieder beseitigen und namentlich die Kissen des Sofas wieder in ihre normale Lage bringen würde.

Dann aber war die Entdeckung des Briefs unausbleiblich.

„Nein, Ida kommt nicht mit," antwortete die Mutter auf die Frage ihres Sohnes. „Tante Zimmermann kommt, um mit der Amtscomissärin ordentlich über das Heirathsproject zwischen Arthur und Ida zu sprechen. Die glückliche Amtscomissärin! Sie hat nun endlich die Freude, zu sehen, daß ihr Sohn

sich von allen seinen schlimmen Seiten losgemacht hat und an der Hand eines tugendhaften Mädchens blos noch den Pfad wandelt, welcher allein zum Heil führt."

Fritz hätte, wenn er gewollt hätte, seiner Mutter schriftlich beweisen können, daß die moralische Wiedergeburt seines Freundes Arthur zur Zeit noch keine unbedingt verbürgte war.

Er fand es indessen unter den obwaltenden Umständen gerathener, seine Mutter bei ihrem Glauben zu lassen.

Auch hatte er gar nicht Zeit, sie darin wankend zu machen.

Ehe er noch den Mund zu einer Entgegnung aufthun konnte, trat durch die von seiner Mutter offengelassene Thür der erwartete Besuch schon herein.

Die Steuerräthin hatte die Reise von Neuesnee nach Kaltenborn diesmal in ganz ungewöhnlich kurzer Zeit zurückgelegt und war daher ein paar Stunden eher angelangt, als man sie erwartet hatte.

Natürlich nahm sie von dem alten be-

kannten Zimmer sofort Besitz und warf einen Theil ihrer Reisegewänder und andere ihr zugehörige Dinge auf Sofa und Stühle.

Fritz sah ein, daß er unter solchen Umständen den versteckten Brief seinem Schicksal überlassen müsse, nahm sich aber vor, sich während des nahe bevorstehenden Mittagsmahles wieder in das Zimmer zu schleichen.

Vielleicht hatte Tante Zimmermann den Brief bis dahin noch nicht entdeckt und Fritz konnte denselben wieder unbemerkt an sich nehmen.

Leider aber sprach der hoffnungsvolle junge Mann bei Tische der Weinflasche so übermäßig zu, daß er in seinem Rausche gar nicht wieder an den Brief dachte.

Als er aus seinem langen Nachmittagsschlaf erwachte, fiel ihm allerdings ein, was er gleich nach Tische oder noch während der Mahlzeit hatte thun wollen, und er begab sich nun schleunigst nach dem Zimmer der Tante, die sich in diesem Augenblick mit seiner Mutter bei der Amtscomissärin befand.

Das Zimmer war aber verschlossen; auch

während des noch übrigen Tages fand Fritz keine Gelegenheit, das Versäumte nachzuholen, und als er am nächstfolgenden Morgen spät das Bett verlassen hatte und zum Frühstück kam, fand er, daß die Tante Steuerräthin schon seit mehreren Stunden wieder abgereist sei.

Nun verlor er keine Zeit, sich hinauf in das von ihr innegehabte Zimmer zu begeben.

Bei seinem Eintritt in dasselbe fand er das Stubenmädchen mit Aufräumen beschäftigt,

Er schaute sofort hinter das betreffende Sofakissen.

Der Brief war weg.

„Sie suchen wohl die Papiere, welche die Frau Steuerräthin auf dem Sofa hatte liegen lassen?“ sagte das Mädchen ungefragt.

„Ja, wo hast Du sie hingethan?“

„Ich habe sie alle zusammen in den Ofen gesteckt,“ antwortete das Stubenmädchen. „Es war lauter Maculatur.“

Fritz schauete in den Ofen hinein. Es lagen nur noch einige glimmende Kohlen darin

und von den hineineingeworfenen Papieren war keine Spur mehr zu sehen.

Der junge Mann fand es am bequemsten, anzunehmen, daß Arthur's Brief, ohne von seiner zukünftigen Schwiegermutter bemerkt worden so sein, mit der übrigen „Maculatur" in den Ofen gewandert und somit vernichtet sei.

Deshalb schlug er sich die ganze Geschichte aus dem Sinn und dachte nicht weiter daran.

IX.

Hinter dem Hause des Korbmachermeisters Engelmann befand sich ein hübscher Garten mit einem niedlichen, obschon einfachen Pavillon.

In diesem pflegte die schöne Christine des Nachmittags bei schöner warmer Witterung, wenn sie mit ihren häuslichen Verrichtungen vor der Hand fertig war, ein oder ein paar Stündchen zuzubringen.

Die Zeit vertrieb sie sich dann mit einer leichten weiblichen Handarbeit oder auch — und zwar am häufigsten — mit der Lectüre eines hübschen Buchs.

Der Garten hatte auf der dem Hause entgegengesetzten Seite und zwar ganz in der Nähe des eben erwähnten kleinen Pavillons ein eisernes Gitterpförtchen, durch welches man

hinaus auf einem schmalen Fußweg gelangte, der zwischen einigen Gebüschen und Bäumen hindurch unmittelbar in's Freie führte.

Es war gerade an dem Tage, an welchem die Steuerräthin sich zur Besprechung der bewußten Heirathspräliminarien in Kaltenborn befand, als Christine wieder einmal ihre Schritte nach dem Garten lenkte.

Sie ahnte dabei nicht, daß sie schon seit einiger Zeit von einem der angrenzenden Gärten aus durch eine neugierige Nachbarin beobachtet ward.

Diese Nachbarin war — wie wir bereits von dem Stralsunder gehört — nicht blos neugierig, sondern auch eine Verrätherin.

Christine hatte jedoch, wie gesagt, hiervon keine Ahnung.

In dem Pavillon angelangt, setzte sie sich bequem in den geschmackvoll geflochtenen Armstuhl, den der arme Stralsunder ausdrücklich zu ihrem Gebrauch gefertigt, und nahm das mitgebrachte Buch zur Hand.

Sie war vor einigen Tagen im Theater

gewesen und hatte der Aufführung von Laube's „Monaldeschi" beigewohnt.

Die von einer vorzüglichen Schauspielerin meisterhaft durchgeführte Rolle der schwedischen Königin Christine hatte auf ihre schöne jugendliche Namensschwester einen ungemein nachhaltigen Eindruck gemacht und sie bewogen, sich von einem Bekannten ihres Vaters, einem alten Bücherliebhaber, ein Buch zu leihen, in welchem sie über jene merkwürdige Frau etwas Näheres und Ausführlicheres nachlesen konnte.

Dieses Buch, eine im Jahre 1705 zu Rom in deutscher Sprache gedruckte, jetzt ziemlich selten gewordene Broschüre führte den Titel: „Leben der schwedischen Königin Christina und ihres Hofes, seit sie sich nach Rom begeben."

Trotz dem veralteten Deutsch und der mitunter sonderbaren Orthographie des Inhalts fand die Heldin unserer kleinen Erzählung doch das Buch so anziehend, daß sie nach kurzer Zeit sich vollständig in die Lectüre desselben versenkte.

Sie fand, daß der Charakter der Tochter Gustav Adolf's viel Aehnliches mit ihrem eigenen hatte. Sie wußte — denn ihre Mutter hatte es ihr auf ihrem Sterbebette gesagt — daß auch in ihren Adern fürstliches Blut rollte, und es war ihr, als hätte sie ganz das Zeug dazu, um je nach Umständen auch die Herrscherin zu spielen.

Sie las so eifrig, daß sie zweimal überhörte, wie in der Richtung von dem kleinen Gitterthore her mit gedämpfter Stimme gehustet ward.

Erst als das Husten sich zum dritten Male und etwas lauter wiederholte, blickte sie auf und warf durch das geöffnete Glasfenster des Pavillons einen Blick nach der erwähnten Richtung.

Draußen dicht vor dem eisernen Gitter stand ein schöner, feingekleideter junger Mann, den wir sofort erkennen.

Es war Arthur.

Christine klappte ihr Buch zu, legte es auf den Tisch und verließ mit dem stolzen,

langsamen Schritt, der ihr so wohl anstand, den Pavillon.

Als sie sich dem kleinen Gitterthore bis auf einige Schritte genähert hatte, nahm der junge Mann höflich den Hut ab und sagte, nachdem er gegrüßt:

„Ihr Buch muß ein sehr anziehendes sein, schöne Christine, denn es hat mir Mühe gekostet, mich bemerkbar zu machen, und sehr laut wollte ich doch nicht werden."

Bei diesen letzten Worten steckte er seine rechte Hand durch das Gitter, um die Christinens zu drücken.

Diese berührte jedoch die seinige nur leicht und zog sie dann sofort wieder zurück, indem sie sagte:

„Nein, das sollen Sie auch nicht. Es darf uns Niemand hören oder sehen."

„Aber, theure geliebte Christine, wenn Sie endlich einmal dieses grausame Gitter öffnen und mir gestatten wollten, bei Ihnen in dem kleinen traulichen Pavillon dort zu weilen, da wären wir ja vor allen Beobachtern und Lauschern sicher."

Die natürliche Tochter des Prinzen Emil warf stolz den Kopf zurück und sagte:

„Nein, das kann nicht geschehen. Ehe ich diese eiserne Schranke öffne, muß ich für die Aufrichtigkeit der Gefühle, welche Sie mir bis-jetzt zu erkennen gegeben, die zuverlässigste Bürgschaft haben. Uebrigens habe ich auch gestern Abend bei einer Freundin etwas gehört, was mich beinahe bestimmt hätte, weder heute noch je wieder hier mit Ihnen in dieser verstohlenen Weise zusammenzutreffen."

Arthur that, als erschräke er — vielleicht erschrack er auch wirklich — und sagte:

„Aber mein Himmel, theure Christine, was ist denn das, was Sie bewogen haben könnte, einen so furchtbaren Entschluß zu fassen?"

Christine sah den jungen Mann so forschend und unverwandt an, daß er, trotz seiner praktischen Erfahrung in solchen Abenteuern, diesen Blick nicht ertragen konnte, sondern den seinen davor zu Boden schlug.

Dann sagte sie:

„Man erzählte — natürlich wußte kein

Mensch, daß ich Sie kenne — Sie gingen im Hause der Steuerräthin Zimmermann aus und ein und stünden zu Ida, ihrer Tochter, in einem Verhältniß, welches höchst wahrscheinlich mit einer Heirath enden würde."

Arthur schlug ein so lautes Gelächter auf, als die Vorsicht gebietende Situation gestattete, und entgegnete dann:

„Es ist doch merkwürdig, was die Leute alles zusammenschwatzen! Die Steuerräthin hat in meinem Heimathsort eine Verwandte, welche eine Freundin meiner Mutter ist. Als ich hierher nach Neuensee kam, ertheilte mir diese Freundin einen Auftrag an die Steuerräthin. Ich richtete denselben aus und ward bei dieser Gelegenheit eingeladen, meinen Besuch, so oft mir's belieben würde, zu wiederholen. Aus Mitleid mit den beiden Frauenzimmern, die sehr vereinsamt leben, habe ich sie seitdem einigemal wieder besucht, aber von einer Liebschaft oder gar einer projectirten Heirath zwischen mir und der blassen, blonden Ida kann auch nicht im Entferntesten die Rede sein. Das Mädchen ist nicht ganz übel und

wenn ich Absichten auf sie hätte, so würde ich vielleicht damit auch nicht abgewiesen, aber wie kann meine herrliche, königliche Christine glauben, daß neben ihr, der strahlenden Sonne, irgendein bleiches Gestirn des Firmaments auch nur mein Auge auf sich ziehen oder gar bleibenden Eindruck auf mich machen könne?"

Die nominelle Korbmacherstochter hörte diese lange Rede des jungen Mannes an, ohne ihn zu unterbrechen und ohne eine Miene zu zucken.

Als er schwieg, sagte sie, immer noch ihren durchdringenden Blick auf ihn heftend:

„Ich will hoffen, daß das, was Sie mir da sagen, wahr ist —"

Der junge Mann hob wie zu einem feierlichen Schwure die Hand empor und wollte eine abermalige Tirade loslassen.

Christine gebot ihm jedoch durch eine Geberde Schweigen und fuhr fort:

„Ich will hoffen, sage ich, daß das, was

Sie mir da versichern, wahr ist, denn wenn Sie meine Bekanntschaft blos gesucht haben, um ihr Spiel mit mir zu treiben, während Ihre ernsten Absichten einer Andern gelten, dann — dann — wehe Ihnen!"

Christinens Augen funkelten, indem sie diese letzten Worte sprach, auf so unheimliche Weise, daß es Arthur förmlich ein wenig bänglich um's Herz ward.

Er wünschte in diesem Augenblick sogar, die ganze Intrigue mit der schönen Korbmacherstochter nicht eingefädelt zu haben, denn er ahnte fast, daß es ihm nicht so leicht werden würde, sich aus dieser Affaire ohne irgendwelchen Nachtheil für sein werthes Ich wieder herauszuziehen.

Es war ihm daher gewissermaßen lieb, als Christine, unmittelbar nachdem sie ihre furchtbare Drohung ausgestoßen, hinzusetzte:

„Für heute müssen wir scheiden. Mein Vater will heute zeitiger ausgehen als gewöhnlich und deshalb muß ich jetzt wieder in das Haus hinein. Morgen werden Sie mich hier nicht treffen, übermorgen jedoch um die

gewöhnliche Zeit wäre es möglich, daß ich wieder dawäre. Adieu!"

Damit drehte sie sich herum und war, ehe Arthur noch ihren Abschiedsgruß erwidern konnte, seinen Augen schon entschwunden.

X.

Am Abend des nächstfolgenden Tages, als Meister Engelmann seiner Gewohnheit gemäß in seiner Stammkneipe beim Bierkrug saß, ging der Stralsunder, seine Feierabendpfeife rauchend, schwermüthig und gedankenvoll, wie er schon seit mehrern Wochen gewesen, in der Werkstatt auf und ab.

Der dickhäutige Weimaraner, für den es keinen höhern Genuß gab als den Schlaf, hatte sich mit den beiden Lehrburschen schon in die Bodenkammer hinauf zu Bett begeben.

Der Leipziger war mit einem Kruge nach einer nahegelegenen Brauerei gegangen, um die zwei Kannen Dünnbier zu holen, welche er in der Regel Abends gemeinschaftlich mit dem Stralsunder zu trinken pflegte.

Als er nach wenigen Minuten wieder ein=

trat und den gefüllten Krug auf den Tisch gesetzt hatte, sagte er:

„Unsere Meisterstochter hatte soeben noch Besuch.“

„Besuch?“ wiederholte der Stralsunder verwundert, indem er zugleich zwei Gläser von einem Bretgestell nahm und neben den Krug auf den Tisch stellte. „Woher weißt Du denn das?“

„Als ich jetzt durch die Hausflur ging,“ antwortete der Leipziger, „öffnete sich die Thür der Wohnstube des Meisters und es trat eine schon ältere, aber ziemlich elegant gekleidete Dame heraus. Christine begleitete sie bis an die Hausthür und ich bemerkte, daß sie dort noch eine Weile leise miteinander sprachen.“

Der Stralsunder schüttelte, während er die beiden Gläser füllte, den Kopf und sagte:

„Wer muß denn das gewesen sein? Christine hat ja, außer einigen ehemaligen Schulgenossinnen, fast gar keine Bekannten, von welchen sie Besuche empfinge.“

„Ja, wer es war, das weiß ich auch nicht,“ sagte der Leipziger, indem er sich eine

Cigarre anzündete, denn Pfeife zu rauchen, erschien ihm den aus der Heimath mitgebrachten Begriffen zufolge ein wenig ordinär.

Während die beiden jungen Männer dann rauchend und trinkend am Tische saßen und sich noch in allerhand Vermuthungen ergingen, wer die Dame, welche bei der Meisterstochter noch so spät Abends zu Besuch gewesen, wol sein könne, öffnete sich plötzlich die vom Hof hereinführende Thür der Werkstatt ein wenig und eine wohlbekannte und wohllautende Stimme rief:

„Stralsunder!"

„Hier!" antwortete der Gerufene, der seine drei Jahr in einem pommer'schen Regiment gedient, indem er sich zugleich erhob und kerzengerade dastand.

Kommen Sie einmal einen Augenblick heraus!" fuhr die Stimme, die keine andere war als die Christinens, fort.

Der Stralsunder hatte natürlich nichts Eiligeres zu thun als diesem Rufe Folge zu leisten.

Er legte die Pfeife weg, eilte aus der

Werkstatt hinaus und machte die Thür hinter sich zu.

Die schöne Meisterstochter hatte den Obergesellen auf „einen Augenblick“ hinausgerufen; es vergingen deren jedoch zehn und zwanzig und dann ebenso viele Secunden und Minuten, der Stralsunder kam aber immer noch nicht wieder.

Es versteht sich von selbst, daß der Leipziger mittlerweile vor Neugier fast verging.

Endlich, nach einer reichlichen halben Stunde, trat der Stralsunder wieder ein.

Anstatt der trübseligen, niedergeschlagenen Miene, die er seit den letztvergangenen Wochen gezeigt, trugen seine männlich schönen, biedern Züge jetzt den Ausdruck der heitersten, fröhlichsten Stimmung.

Der Leipziger sah sofort, daß ihm etwas außerordentlich Freudiges passirt sein müsse, und rief:

„Aber Bruder Stralsunder, Du bist ja auf einmal wie umgewandelt! Was ist denn mit Dir vorgegangen?“

„Ach, Leipziger,“ antwortete der Gefragte,

indem ihm vor übergroßer Wonne die Thränen in die Augen traten, „freue Dich mit mir! Sie ist wieder mein! Sie hat mir's selbst gesagt! Sie will künftig nur mein sein und bleiben! Sie hat mir die Hand darauf gegeben und ich weiß, sie wird Wort halten!"

„Das freut mich von Herzen!" antwortete der Leipziger im Tone der vollkommensten Aufrichtigkeit, setzte aber gleich darauf in seiner Eigenschaft als feiner, berechnender Kopf hinzu: „Aber um Dir das zu sagen, kann Deine Geliebte doch nicht eine volle halbe Stunde Zeit gebraucht haben?"

Die Freude macht wohl die Augen feucht, die Kehle aber desto trockener und der Stralsunder mußte erst ein ganzes Glas Bier hinunterstürzen, ehe er antworten konnte:

„Da hast Du Recht, Kamerad; Christine hat mir aber auch noch mehr gesagt — Wunderdinge, die auch Dich mit angehen und die ich Dir deshalb haarklein mittheilen muß. Du wirst nicht schlecht horchen."

Mit diesen Worten setzte sich der Stral-

sunder wieder mit an den Tisch und referirte dann in gedämpftem Tone über seine eben stattgehabte Unterredung mit der schönen Meisterstochter in einer Weise, daß dem sonst nicht so leicht zu verblüffenden Leipziger buchstäblich Mund und Nase offen standen.

Als der Obergesell mit seiner Mittheilung fertig war, sprang der Leipziger, der während derselben immerfort unruhig auf seinem Stuhle hin- und hergerutscht war, auf, riß den Stralsunder mit empor und schrie:

„Das wird ja ein Hauptjok, Bruder! Das wird ja ein Hauptjok! Und wie wird auch der Kammmuff, der Weimaraner, sich freuen!“

Und dann pfiff er die schöne Melodie:

„Lott' is todt! Lott' is todt!“

und tanzte nach derselben mit dem Stralsunder in der Werkstatt herum, bis beide erschöpft und keuchend auf einen Haufen Korbruthen niedersanken.

XI.

Am dritten Tage nach dem, an welchem Christine unsern Freund Arthur das letzte Mal an der grausamen eisernen Pforte, die ihm den weitern Weg zu seinem Glück abschnitt, gesprochen, saß sie wieder in dem kleinen Gartenpavillon.

Sie las wieder die alte Geschichte der schwedischen Königin, an der sie nicht blos als Namensschwester ein so hervortretendes Interesse zu finden schien.

Ob sie auch in anderer Beziehung zwischen sich und der stolzen, eigenmächtigen Fürstin eine Parallele zog oder ziehen wollte, das werden wir bald erfahren.

Sie hatte noch nicht länge gesessen und gewartet, als das bekannte gedämpfte Hustensignal sich hören ließ.

Sie erhob sich sofort, verließ den Pavillon und ging nach dem Gitterpförtchen.

Arthur zog schon den Hut, als er sie vom Weiten erblickte und begrüßte sie, als ob sie ein wirklich anerkanntes Fürstenkind wäre.

Er kannte nun ihren Stolz und glaubte nur dann, wenn er diesem huldigte, Aussicht auf ein erfolgreiches Spiel à la Don Juan zu haben.

Christinens Benehmen war heute vollkommen geeignet, ihn in dieser Voraussetzung zu bestärken.

Sie näherte sich ihm mit freundlicher Miene, erwiderte seinen Gruß und drückte ihm die Hand, die er ihr wieder durch das Gitter entgegenstreckte, so warm wie sie noch nie gethan.

Dann sagte sie:

„Ich muß Sie wegen meines gestrigen abscheulichen Benehmens um Verzeihung bitten, lieber Arthur. Ich habe Gelegenheit gehabt, mich genauer zu erkundigen, und weiß nun, daß sie die Steuerräthin und deren Tochter wirklich nur als Freund und Bekannter, keineswegs

aber als Geliebter oder Bewerber der Letztern besuchen."

Arthur freute sich in seinem falschen Herzen nicht wenig über die Täuschung, in welcher Christine, ihren Worten nach zu urtheilen, befangen war.

Ehe er jedoch etwas entgegnen konnte, fuhr sie fort:

„Um Ihnen zu zeigen, Arthur, daß ich mein Unrecht einsehe und es auf eine Weise wieder gutzumachen wünsche, welche Ihren, mir so oft zu erkennen gegebenen Wünschen entspricht, will ich endlich heute diese Pforte öffnen und Ihnen gestatten, mit mir ein Stündchen in dem Pavillon zuzubringen, obschon ich," setzte sie mit plötzlich ernster Mine hinzu, „mit Bestimmtheit erwarte, daß Sie diese Erlaubniß in keinerlei Hinsicht mißbrauchen."

Arthur ward es bei der ihm sich so plötzlich und unerwartet eröffnenden Aussicht ganz schwindlig zu Muthe und um das Mißtrauen, welches Christine in ihren letzten Worten kundgab, sofort zu verscheuchen, rief er:

„O Christine, meine theure angebetete Christine, wie können Sie glauben, daß ich mich der hohen Gunst, die Sie mir gewähren wollen, auf irgend eine Weise unwürdig zeigen würde? O, das wird nun und nimmermehr geschehen! Oeffnen Sie daher! Oeffnen Sie schnell, damit ich —"

Christine unterbrach lachend den Ungestümen indem sie sagte:

„Nein, lieber Arthur, so schnell geht das nicht. Jetzt, in diesem Augenblick, kann ich Sie nicht einlassen, denn ich muß wieder hinein zu meinem Vater. Später aber, nach sieben Uhr, wenn es dunkel geworden ist, will ich wieder hier sein und dann werde ich Sie einlassen."

„Nennen Sie, welche Stunde Sie wollen, meine angebetete Christine! Zu jeder werde ich unverbrüchlich hier sein!" sagte Arthur, indem er betheuernd die Hand auf sein falsches Herz legte.

„Gut denn. So wollen wir sagen: halb Acht. Auf Wiedersehen!"

Mit diesen Worten reichte Christine ihrem

verrätherischen Anbeter wieder die Hand und verabschiedete ihn vorläufig auf die freundlichste, holdseligste Weise.

Er ging den schmalen Weg durch Gebüsch und Bäume hindurch bis er in's Freie kam.

„Endlich doch noch!" sagte er triumphirend bei sich selbst. „Ich dachte mir's aber gleich, daß sie sich noch ergeben würde, denn wenn sie auch schön ist, so bin ich doch auch nicht häßlich, und es wäre das erste Mal, daß ich bei einem Mädchen abfiele!"

Er ließ die lange Reihe der Schönheiten, bei welchen er nicht „abgefallen" war, flüchtig vor dem Auge seiner Erinnerung die Revüe passiren und fuhr dann in seinem Monolog weiter fort, indem er sagte:

„Es wird aber auch die höchste Zeit, daß ich meinen Sieg bei Christine erringe. Ida's Mutter ist schon wieder da, sie hat höchstwahrscheinlich mit der meinigen alles Nähere besprochen, und es soll mir auch wirklich selbst lieb sein, wenn die gute Ida mich unter ihre Fittige nimmt und mir dergleichen vertrackte Abenteuer, von welchen ich gleichwol allein

nicht lassen kann, für die Zukunft unmöglich macht. Es kommt auch nie etwas Gutes dabei heraus. Mein Sieg über die schöne stolze Christine soll mein letzter und glänzendster sein und mein Suitierleben auf angemessene und würdige Weise beschließen!"

Arthur hatte am Vormittag ein Billet von der Steuerräthin bekommen, worin sie ihn für diesen Abend auf eine Tasse Thee einlud und dabei bemerkte, daß sie ihm im Auftrage seiner Mutter allerhand Mittheilungen zu machen habe.

Er sah voraus, daß es nun zwischen ihm und Ida zu einer bestimmten Erklärung kommen würde, und er war dazu mit Freuden bereit, denn er hatte das gute, sanfte Mädchen wirklich von Herzen liebgewonnen.

Jetzt war es noch nicht fünf Uhr. Er konnte daher noch ein paar Stündchen umherspazieren, ehe er sich halb Acht wieder am Gitterthor einzufinden hatte.

Christinens Warnung vor Mißbrauch ihres Vertrauens betrachtete er, auf seine seitherige vielfache Erfahrung gestützt, als bloße Redens-

art und hoffte seinen Triumph schnell genug zu erringen, um bis spätestens neun Uhr bei der Steuerräthin erscheinen zu können.

So lautete sein Programm für die noch übrigen Stunden dieses verhängnißvollen Tages.

Wir werden nun sehen, wie sich dasselbe abspielte.

XII.

Schon vor sieben Uhr war Christine wieder in ihrem Pavillon.

Ihr Vater war am Spätnachmittage noch über Land gegangen und seine Rückkunft stand vor zehn oder elf Uhr nicht zu erwarten.

Das Abendessen für die Gesellen und Lehrburschen besorgte die Magd und Christine hatte daher verhältnißmäßig zeitig abkommen können.

Sie traf unmittelbar, nachdem sie den Pavillon betreten, allerhand Vorbereitungen, welche zum Theil der Art waren, daß der Erwartete, wenn er zugegen gewesen wäre, sich nur zu um so gewisserer Hoffnung auf einen glänzenden Erfolg berechtigt geglaubt hätte.

Christine schloß nämlich die Läden, welche inwendig vor den Fenstern des Pavillons angebracht waren, und zündete hierauf eine kleine

Schirmlampe an, die ein gedämpftes ungemein trauliches zu Minnespiel und Kosen einladendes Licht in dem kleinen Raum verbreitete.

An der einen Wand stand eine Art Sofa oder vielmehr eine breite, gepolsterte mit Leder überzogene Bank, auf welcher Meister Engelmann manchmal an heißen Tagen, hier im kühlen Schatten der Bäume, sein Mittagsschläfchen zu halten pflegte.

Diese Ruhebank stäubte Christine jetzt sorgfältig ab, als wenn sie mit ihrem erwarteten Anbeter darauf Platz nehmen wollte.

Weniger sympathisch aber und eher befremdend würde es Arthur, wenn er alle diese Vorbereitungen mit angesehen hätte, berührt haben, zu gewahren, wie Christine, nachdem sie sich der soeben beschriebenen Verrichtungen entledigt, das alte Buch, die Geschichte der Königin Christine, zur Hand nahm, darin eine gewisse Stelle aufsuchte und sich dieselbe dadurch leicht wieder auffindbar machte, daß sie einen zusammengefalteten Brief, den sie aus der Tasche ihres Kleides nahm, zwischen die Blätter legte.

Dann, nachdem sie mit Allem fertig war,

setzte sie sich in den geflochtenen Armstuhl, das Geschenk des Stralsunders, und wartete.

Der Ausdruck ihres schönen Gesichts war jetzt ein von dem, welchen es am Nachmittag gezeigt, sehr verschiedener.

Ihre Augen rollten unstät hin und her, ihr Busen hob sich, wie von einem innern Sturm bewegt, und die festgeschlossenen Lippen verriethen einen unwiderruflich gefaßten Entschluß.

Auf einem nahen Kirchthurm schlug es halb Acht und gleich darauf ließ das bekannte gedämpfte Husten vom Gitterpförtchen her sich vernehmen.

„Ha! Bist Du da, Bube!“ murmelte Christine, indem sie sich erhob, den Pavillon verließ und ihre Schritte nach dem kleinen eisernen Thor lenkte.

Hinter demselben stand Arthur vor Begier und Erwartung an allen Gliedern zitternd.

„Guten Abend, meine angebetete Christine!“ rief er der Nahenden entgegen.

„Still! still!“ sagte sie leise.

Dann zog sie einen Schlüssel aus derselben Tasche, aus welcher sie kurz vorher den räthselhaften Brief genommen hatte, schloß das Pförtchen auf und ließ den Harrenden eintreten.

Nachdem sie das Gitter wieder geschlossen, schritt sie stolz voran und Arthur folgte ihr, ein Prophet würde gesagt haben: wie ein Lamm zur Schlachtbank.

Wie einem solchen aber war es Arthur jetzt durchaus nicht zu Muthe.

Im Gegentheil, er brachte Christinens jetzt so zurückhaltendes und schweigsames Wesen auf Rechnung der Vorsicht, die sie bei diesem für sie so compromittirenden Abenteuer für geboten erachtete.

Er zweifelte nicht, daß sie, sobald sie einmal mit ihm allein im traulichen verschlossenen Pavillon wäre, dann ganz wieder so freundlich und liebevoll sein würde, wie sie noch vor wenigen Stunden gewesen war.

Als er hinter ihr in das kleine hölzerne Haus eingetreten war, schloß sie die Thür, schob einen inwendig angebrachten Riegel vor und sagte:

„Wir müssen bedacht sein, nicht überrascht zu werden."

Diese Worte machten Arthur solchen Muth, daß er Christine ohne Weiteres in seine Arme schließen und küssen wollte.

Sie drängte ihn aber mit sanfter Gewalt von sich und sagte:

„Nicht so ungestüm, Arthur! Setzen Sie sich dorthin. Ich habe Ihnen vor allen Dingen etwas zu sagen."

Sie deutete, indem sie so sprach, auf die gepolsterte Bank und Arthur nahm ein wenig verblüfft darauf Platz, während Christine sich wieder in ihren Armstuhl niederließ.

„Waren Sie einmal in ‚Monaldeschi'?" fragte sie nach einer Weile.

„Nein," antwortete Arthur; „ich wollte hineingehen als es neulich gegeben wurde, aber —"

„Schon gut," unterbrach Christine. „Ich brauche weiter nicht zu wissen, was Sie abgehalten hat. Sie kennen das Stück also nicht, die Geschichte der Heldin desselben aber, der

Königin Christine von Schweden, ist Ihnen wohl bekannt?"

Arthur, der natürlich hier in diesem Raume, in welchen er so geheimnißvoll eingelassen worden, etwas ganz Anderes erwartet hatte, als ein Examen in der Geschichte bestehen zu sollen, wußte nicht, was er von diesen sonderbaren Fragen denken sollte.

Dennoch antwortete er halb mechanisch:

„Nun ja, so viel mir nämlich aus den Geschichtscollegien, die ich gewöhnlich nicht besuchte, noch erinnerlich ist. Die Königin Christine von Schweden war die Tochter Gustav Adolph's, des Helden des dreißigjährigen Krieges, hatte eine Menge Liebhaber, ward, nachdem sie dem Thron entsagt, katholisch und starb in Rom. Das ist so ziemlich Alles, was ich von ihr weiß, und ich glaube, es genügt."

„Nein, es genügt *nicht*!" entgegnete Christine mit Nachdruck. „Das Merkwürdigste in dem Leben dieser Fürstin ist nach meiner Ansicht ihr Verhältniß zu dem Marchese Monaldeschi."

„Das ist möglich," sagte Arthur in gleich-

gültigem Tone. „Mich interessirt es aber weiter nicht.“

Er ward nachgerade ärgerlich über das sich so seltsam anlassende gehoffte Schäferstündchen und hätte, da er Christine so eisig kalt fand, gern darauf verzichtet, wenn er nur sogleich aus dem Pavillon und dem Garten wieder hinaus gewesen wäre.

„Es muß Sie interessiren,“ entgegnete Christine auf die letzte Bemerkung des jungen Mannes, „und da sie es nicht wissen, so werden Sie gestatten, daß ich Sie, wenn auch nur in Kürze, davon unterrichte.“

Mit diesen Worten griff die Sprechende nach dem alten Buche, welches auf dem Tische lag, nahm den Brief an der eingezeichneten Stelle heraus, und legte ihn auf die Seite und schlug das Buch auf.

So klein zusammengefaltet der Brief auch war, so zog er dennoch sofort Arthur's Aufmerksamkeit auf sich, weit mehr als die alte Scharteke, welche Christine in die Hand genommen hatte.

Das Papier des Briefes hatte nämlich eine

blau-röthliche Farbe, die nicht sehr gewöhnlich ist; Arthur hatte sich bei seiner Ankunft in Neuensee einige Buch von dieser Sorte gekauft und seitdem zu allen seinen Briefen kein anderes verwendet.

Er hatte jetzt jedoch nicht lange Zeit, Vermuthungen in dieser Beziehung anzustellen, denn Christine rief in befehlendem Tone:

„Hören Sie zu!“

Und dann begann sie, bald sprechend, bald lesend, folgenden Vortrag.

XIII.

„Die Königin Christine hatte einen Günstling Namens Monaldeschi, dem sie unbedingtes Vertrauen schenkte.

Früher hatte sie einen andern Günstling gehabt, welcher Sentinelli hieß und an ihr mit einer Treue hing, welche sie erst später richtig schätzen lernte.

Monaldeschi hatte aber ein feineres, gewandteres Benehmen und verstand dadurch die Königin so zu blenden und für sich zu gewinnen, daß der arme Sentinelli von ihr gänzlich vernachlässigt und fast gar nicht mehr beachtet ward.

Er aber trug sein Schicksal ohne Murren und Klagen und blieb seiner Königin, trotz der Zurücksetzung, die er von ihr erfuhr, unverbrüchlich treu.

Monaldeschi dagegen war ein Schurke. Er unterhielt, während er die Königin glauben machte, er liebe nur sie, nicht blos ein vertrautes Verhältniß mit einer ihrer Hofdamen, sondern sprach sich auch in Briefen an seine Freunde über die Königin auf eine so freche und gemeine Weise aus, daß er ihr dadurch Beleidigungen zufügte, die ein Weib — sei sie Königin oder Korbmacherstochter — niemals verzeiht.

Das gerechte Schicksal wollte, daß diese schändliche Handlungsweise des gleißnerischen Verräthers nicht ungerochen bliebe.

Einer der Briefe, in welchen er sich auf so schamlose Weise über die Königin ausgesprochen, gerieth durch einen seltsamen Zufall in ihre Hände und sie sah nun mit Schaudern, welchem Ungeheuer sie ihre Liebe geschenkt.

Diese Liebe verwandelte sich sofort in den tödtlichsten, grimmigsten Haß und die Königin beschloß, an dem Verworfenen die ihr zustehende Rache zu nehmen und ihn zu vernichten.

Sie befand sich damals in Frankreich, wo

der König ihr das Schloß Fontainebleau für die Dauer ihres Besuchs überlassen hatte.

Hier rief sie den treuen Sentinelli wieder zu sich, gestand das Unrecht, welches sie an ihm begangen, ein und theilte ihm den Plan mit, den sie zur Züchtigung und Bestrafung des Verräthers entworfen hatte.

Sentinelli versprach ihr, diesen Plan ins Werk setzen zu helfen, und nun war Monaldeschi so gut wie verloren.

Schon am nächstfolgenden Tage ließ sie ihn einladen, sich bei ihr zu einer bestimmten Stunde in der sogenannten Hirschgalerie einzufinden, und er säumte nicht, zu kommen, denn er erwartete in seinem frechen Dünkel mit Gewißheit, daß die Königin, die er so lange bethört und hintergangen, ihm einen neuen Beweis ihrer Liebe und ihres arglosen Vertrauens geben werde.

Er erschrak daher nicht wenig, als die Königin sofort, nachdem er eingetreten war, die Thür verriegelte und ihm einen Brief vor die Augen hielt, in welchem er einen von denen erkannte, die er an einen Freund von gleichem

Schlage wie er selbst geschrieben und worin er von seiner Königin in so unehrerbietigen, todeswürdigen Ausdrücken gesprochen.

Sie fragte ihn in strengem Tone, ob er diesen Brief kenne, und er mußte gestehen, daß er denselben mit eigener Hand geschrieben.

Die Miene der Schwerbeleidigten sagte ihm, daß es um ihn geschehen sei, und der feige Schurke hielt es nun für das Beste, sich ihr zu Füßen zu werfen und um Gnade zu bitten.

Christine wußte aber, was sie ihrer tiefgekränkten weiblichen Ehre und Würde schuldig war. Sie öffnete eine Nebenthür und herein trat ihr treuer Sentinelli mit zwei Trabanten, welche den Verräther packten und niederstachen wie einen Hund."

XIV.

Die schöne Korbmacherstochter sprach diese letzten Worte mit erhobener Stimme; dann schwieg sie, legte das Buch wieder auf den Tisch und stand auf.

Arthur wußte nicht, wie ihm geschah, und Alles drehte sich mit ihm im Kreise herum.

Daß der ganze Vortrag, den er gehört, nur die Einleitung zu einer Gewaltthat sein sollte, darüber konnte er, noch ehe Christine mit ihrer Erzählung fertig war, nicht in Zweifel sein.

Daß auch er à la Monaldeschi gehandelt und sich an dem Mädchen, welches ihm jetzt wie eine zürnende Gottheit gegenüber stand, schwer vergangen hatte, sagte ihm sein Gewissen und er ahnte, daß der Abschluß seiner Liebes-

abenteuer ein ganz anderer sein würde, als er erwartet und gehofft hatte.

Christine ließ ihm jedoch nicht lange Zeit, Vermuthungen über Art und Weise anzustellen, auf welche sie die ihr von ihm zugefügte Schmach rächen würde.

Nachdem sie sich erhoben, begann sie wieder:

„Jetzt frage ich Sie: Finden Sie die Rache, welche die Königin nahm, gerecht oder ungerecht?"

Arthur erhob sich unwillkürlich ebenfalls, denn die Bank, auf der er saß, schien sich ihm während Christinens Vortrag in eine Armesünderbank verwandelt zu haben, mit welcher er jeden Connex so schnell als möglich zu lösen wünschte.

„Christine, meine theure angebetete Christine," stammelte er, „was soll diese Komödie? Wenn Sie —"

Christine unterbrach ihn und sagte:

„Sie haben Recht. Wir wollen nicht länger Komödie spielen, sondern nun sofort die Wirklichkeit Platz ergreifen lassen."

Mit diesen Worten nahm sie den zusammengefalteten Brief vom Tische, schlug ihn auseinander, hielt ihm dem jungen Mann vor die Augen und fragte:

„Haben Sie das geschrieben?"

Arthur erkannte auf den ersten Blick den letzten Brief, den er an seinen Freund Fritz geschrieben, konnte aber nicht begreifen, wie dieser Brief in Christinens Hände gerathen sei.

Dennoch sah er ein, daß er unter den obwaltenden Umständen nichts Besseres thun könne, als die einmal begonnene verhängnißvolle Monaldeschi-Rolle weiter zuspielen, das heißt, seine Schuld einzugestehen und um Verzeihung zu bitten.

Vielleicht war die Christine, mit welcher er es zu thun hatte, weniger hartherzig als ihre blutgierige Namensschwester.

„Ja," sagte er daher, „diesen Brief habe ich allerdings geschrieben, aber —"

Christine schnitt ihm jedoch sofort wieder das Wort ab, indem sie ihm durch eine ungeduldige Geberde Schweigen gebot und dann sagte:

„Genug! Weiter will ich nichts wissen! Was Sie mir zur Beschönigung Ihres Vergehens sagen wollen, wären doch nur neue Lügen, die übrigens nichts helfen würden. Hören Sie jetzt Ihr Urtheil. Niederstechen kann und will ich Sie nicht lassen, denn ich bin keine Königin und habe kein Recht über Leben und Tod; eine fühlbare Züchtigung kann Ihnen aber nicht erspart bleiben. Wenn Sie diese empfangen haben, gehen Sie zu dem braven Mädchen, welches Sie wirklich lieben, und lassen Sie sich nie wieder einfallen, eine Andere, die eben so brav und makellos ist, zum Spielzeug Ihrer müßigen Augenblicke zu erniedrigen und zum Gegenstand Ihrer elenden Prahlereien zu machen. Dies das letzte Wort, welches ich zu Ihnen spreche."

Mit königlicher, stolzer Haltung sich von dem Delinquenten abwendend, schritt sie dann nach der Thür, riegelte dieselbe auf und rief hinaus:

„Sentinelli!"

„Hier!" antwortete eine kräftige Männerstimme aus fast unmittelbarer Nähe.

Christine trat auf die Seite und herein schritt ein baumlanger, breitschulteriger Mann, dessen Gesicht mit einer Flormaske bedeckt war. In seiner rechten Hand hielt er einige zusammengerollte Stricke.

Dicht hinter ihm folgten zwei kleinere, aber eben so stämmige Männergestalten, deren Gesichtszüge auf dieselbe Weise wie die des ersten unkenntlich gemacht waren.

Sie trugen keine Stricke, hatten aber die Hemdärmel aufgestreift, so daß man die muskulösen Arme sehen konnte, und hielten jeder in der rechten Hand vier oder fünf noch mit der grünen Schale bekleidete kurze starke Weidenruthen.

Sentinelli schritt mit seinen beiden Trabanten bis in die Mitte des kleinen Raumes und faßte dem Verurtheilten gegenüber Posto.

Christine streckte die Hand nach Arthur aus und sagte, aber ohne ihn anzusehen:

„Hier steht der Verbrecher. Ich habe ihm sein Urtheil verkündet; an Euch ist es jetzt, es zu vollstrecken!"

Und nachdem sie dies gesagt, schwebte sie langsam aus dem Pavillon, wie Königin Christine aus der Hirschgalerie in Fontainebleau, und ließ Monaldeschi-Arthur in den Händen des stralsunder Sentinelli und seiner Trabanten.

XV.

Die verwittwete Steuerräthin saß mit ihrer Tochter am fertig servirten Theetisch.

Ida warf einen Blick auf die Uhr und sagte:

„Es hat schon acht Uhr geschlagen. Arthur bleibt recht lange.“

Die Steuerräthin lächelte kaum bemerkbar und sagte:

„Er wird schon kommen. Wer weiß, was er für Abhaltung hat.“

Es verging etwa noch eine Viertelstunde, dann hörte man Tritte die Treppe heraufkommen.

„Das ist er!“ sagte Ida's Mutter.

„Nein, das ist er nicht!“ entgegnete die Tochter. „Arthur kommt allemal die Treppe herauf wie ein Sturmwind, das aber klingt

ja, als ob ein achtzigjähriger Greis gekeucht käme."

Nach einigen Minuten öffnete sich die Thür.

Der Eintretende war wirklich Arthur.

Ida sprang bei seinem Anblick erschrocken auf.

„Mein Himmet!" rief sie. „Was fehlt Dir, Arthur! Du bist ja leichenblaß!"

Der junge Mann lächelte schmerzlich und antwortete:

„O, es hat nichts auf sich. Heute Nachmittag war mir allerdings ein wenig unwohl, aber jetzt ist es schon wieder viel besser."

„Trinken Sie schnell eine Tasse recht heißen Thee; das wird Ihnen gut thun," sagte die Steuerräthin.

„Ja, komm, setze Dich, lieber Arthur!" sagte Ida indem sie ihrem Verlobten dienstfertig einen Stuhl herbeitrug.

Er dankte ihr und wollte sich niederlassen, fuhr aber sofort und ehe er den Stuhl noch ordentlich berührt, wieder in die Höhe, als ob

derselbe von glühendem Eisen oder mit hunderttausend Nadelspitzen gespickt gewesen wäre.

„Aber Arthur!“ rief Ida abermals erschreckend. „Was ist denn das?“

Die Steuerräthin sagte nichts, sondern drehte sich, um das Lächeln, welches wieder ihren Mund umspielte, nicht sehen zu lassen, nach dem Ofen herum, auf welchem die Theekanne stand.

„Es ist nichts, sage ich Dir, liebe Ida,“ antwortete Arthur. „Ich habe heute schon mehrmals bemerkt, daß es mir allemal, wenn ich mich niedersetzen will, ganz schwindlig im Kopfe wird. Ich muß bitten, mir zu erlauben, noch eine Weile stehen zu bleiben.“

„Ja, thun Sie das, lieber Arthur,“ sagte die künftige Schwiegermutter. „Kommen Sie, stellen Sie sich hierher an den Ofen. Die Abende sind jetzt schon kühl und Sie haben sich wahrscheinlich erst echauffirt und dann tüchtig erkältet.“

Arthur stellte sich dem ihm gegebenen Rathe gemäß mit dem Rücken an den Ofen. Dieser war nicht sehr heiß, aber trotzdem

konnte Arthur es nur wenige Minuten hier aushalten.

Er nahm deshalb seinen Standpunkt lieber so weit als möglich vom Ofen entfernt in der Nähe des Fensters, wo er den Rücken fest an die Tapetenwand andrückte.

In dieser Stellung schien es ihm allmählich besser zu werden und als er nach etwa einer halben Stunde abermals einen behutsamen Versuch machte, sich auf einen Stuhl niederzulassen, gelang ihm dies, wenn es auch, nach seinen Mienen zu urtheilen, nicht ohne alle Schmerzen abging.

Die Steuerräthin brachte das Gespräch natürlich sehr bald auf das, was sie während ihrer letzten Anwesenheit in Kaltenborn ~~mit~~ mit Arthur's Mutter verabredet hatte.

Arthur war, wenn wir uns einer im gewöhnlichen Leben oft zu hörenden Redensart bedienen dürfen, wie „ein gewunden Wachs" und willigte sofort in Alles, was seine künftige Schwiegermutter, zugleich im Auftrage seiner Mutter, vorschlug.

Blos als die Steuerräthin meinte, die

Hochzeit könne vielleicht in drei Monaten stattfinden, bat er, diesen Termin wo möglich abzukürzen.

Er, der seine Freiheit bis jetzt so lange als möglich bewahren zu wollen geschienen, that nunmehr, als könne er sie nicht schnell genug loswerden. Es war, als betrachtete er die Ehe als ein rettendes Obdach, unter welchem er gegen die Gefahren eines den Abenteuern der Liebe gewidmeten Junggesellenlebens gesichert wäre. —

Die Steuerräthin war so freundlich, die Feier der Hochzeit schon binnen sechs Wochen zu ermöglichen, und zog dann mit nach Kaltenborn, wo Arthur ein Handelsgeschäft etablirte, dem er mit Lust, Liebe, Thätigkeit und gutem Erfolg vorstand.

Früher hatte er die Absicht gehabt, sich in Neuensee niederzulassen, nach jenem letzten Abenteuer im Gartenpavillon des Korbmachermeisters Engelmann aber scheuete er sich, Augen zu begegnen, vor welchen er die seinigen mit dem Gefühl tiefer Demüthigung hätte niederschlagen müssen.

Deshalb wollte er lieber an einem Orte leben, wo er solchen Begegnungen nicht ausgesetzt war.

Die Steuerräthin war aus leicht begreiflichen Gründen mit diesem Wechsel des Wohnsitzes gern einverstanden.

Allerdings hatte sie selbst Christinen den Brief, den sie in Kaltenborn unter dem Sofakissen gefunden, in die Hände geliefert und die Züchtigung, welche die stolze Korbmacherstochter über ihren treulosen Anbeter zu verhängen beschloß, gutgeheißen.

Auch war sie ihr, zugleich im Namen ihrer Tochter — obschon diese von allen diesen Vorgängen keine Ahnung hatte — Dank schuldig für die Energie, womit sie dem flatterhaften Arthur die Lust zu fernern Treulosigkeiten ein für allemal ausgetrieben hatte oder vielmehr durch die Ruthenstreiche hatte austreiben lassen, welche ihm der Leipziger und der Weimaraner mit freigebiger, obschon nicht allzugrausamer Hand verabreicht hatten.

Der Stralsunder, der sich auf den Namen Sentinelli, welchen ihm die schöne Meisters-

tochter von nun scherzweise oft gab, nicht wenig einbildete, hatte bei der ihm aufgetragenen Execution den Delinquenten blos auf der Bank festgehalten. Des Bindens mit den aus Vorsicht mitgebrachten Stricken hatte es nicht bedurft, denn Arthur war fügsam gewesen wie ein Ohrwürmchen.

Etwas Anderes war ihm den handfesten Bütteln der beleidigten Schönheit gegenüber nicht übrig geblieben, denn jede Gegenwehr würde für ihn das Uebel nur noch ärger gemacht haben.

Trotzdem aber, daß die intriguante Steuerräthin die Umstände so gut zu benutzen verstanden und ihrer Tochter einen für alle Zukunft vom „Auslatschen" abgeschreckten Ehemann gegeben hatte, so wäre es doch auch ihr nicht angenehm gewesen, dann und wann einer Person zu begegnen, die sehr leicht eine gefährliche Nebenbuhlerin ihrer Ida hätte werden können und die einen jungen Mann, der nun ihr, der Steuerräthin, als Schwiegersohn so nahe stand, so tief gedemüthigt hatte.

Noch vor der Ankunft der Neuvermählten

in Kaltenborn starb Fritz, der Taugenichts, an dem Delirium tremens, welches bei ihm schon längst im Anzuge gewesen, und Arthur erfuhr daher niemals, auf welche Weise jener verhängnißvolle Brief in Christinens Hände gerathen war.

Er hatte ihn durch einen Markthelfer des Geschäfts, in welchem er als Volontair thätig war, zur Post bestellen lassen und konnte sich die Sache nicht anders erklären, als daß dieser Bote den Brief verloren habe und derselbe durch einen tückischen Zufall gerade in die Hände gespielt worden sei, für welche er am allerwenigsten bestimmt gewesen war.

Arthur und Ida führten die glücklichste Ehe, die man sich denken kann, und Ersterer lieferte einen Beweis zu der bekannten sprüchwörtlichen Behauptung, daß mancher Mensch zu seinem Glück geprügelt werden müsse.

Die schöne, stolze Christine war nicht blos schön und stolz, sondern auch klug.

Sie fand es demzufolge gerathen, sich vor der Wiederholung solcher Erfahrungen, wie sie

mit dem feinen Arthur gemacht, für alle Zukunft sicher zu stellen.

Dies konnte am besten dadurch geschehen, daß sie sich an einen Mann anschloß, der, wie sie wußte, mit treuer, unverbrüchlicher Liebe an ihr hing und den sie, schon ehe der nun glücklich in die Flucht geschlagene Versucher ihr genahet, als ihren künftigen Gatten betrachtet hatte.

Sie wußte auch, daß sie durch die Verwirklichung dieses ursprünglichen Plans einen innigen Wunsch ihres Pseudovaters erfüllte, der sich auf ihre Liebe und Dankbarkeit mehr Anspruch erworben hatte, als ihr natürlicher.

Der alte Engelmann setzte sich nach einiger Zeit zur Ruhe und übergab Haus und Geschäft dem wackern Stralsunder, der allerdings von Christinens gebieterischem, hochfahrendem Wesen manchmal ein wenig zu leiden hatte, im Ganzen genommen aber sehr glücklich mit ihr lebte.

Besonders war dies der Fall, nachdem Christine Mutter geworden war und ihr Herz damit sich zugleich den sanfteren und weicheren Regungen erschloß, für welche es bis jetzt fast unzugänglich gewesen.

Der Leipziger und der Weimaraner blieben noch mehrere Jahre treue, fleißige Arbeiter der Werkstatt, welcher jetzt der Stralsunder als Meister vorstand.

Christine hatte allen Dreien das Versprechen abgenommen, über jenen tragi-komischen Auftritt im Gartenpavillon die strengste Verschwiegenheit zu beobachten.

Diesem Versprechen ward auch keiner von ihnen untreu, unter einander selbst aber sprachen sie natürlich noch oft von der Scene, bei welcher sie eine so wichtige Rolle gespielt hatte.

„Es war doch ein Hauptjok!“ pflegte der Leipziger bei diesen Gelegenheiten zu wiederholen. „Es war ein Hauptjok! Meinst Du das nicht auch, Bruder Weimaraner?“

Der thüringische Dickhäuter verzog dann allemal seinen breiten Mund zu einem stillvergnügten Fletschen und ließ das tiefe Grunzen hören, welches bei ihm die Stelle der Sprache vertrat.

Die feinen Studenten.

I.

Solche Studenten, wie es vor vierzig oder fünfzig Jahren auf den deutschen Universitäten gab, giebt es heutzutage schon seit längerer Zeit nicht mehr.

Trügen die Musensöhne der Jetztzeit nicht — besonders wenn sie einer Verbindung angehören — wenigstens noch Mützen mit blauen, grünen, rothen oder andern bunten Rändern, so könnte man sie, was ihre übrige Kleidung und äußere Erscheinung betrifft, eben so gut für junge Kaufleute, Künstler oder so etwas dergleichen halten.

Früher aber, zu der Zeit, in welcher die lustige Geschichte spielt, welche wir jetzt erzählen wollen, war dies ganz anders.

Wer hätte damals wohl, wenn er einem jungen Mann begegnete, der einen schwarzen

kurzen Schnürrock mit niedrigem Stehkragen, ein auf dem einen Ohre klebendes handtellergroßes Mützchen, weder Halstuch noch Cravatte, unmenschlich weite graue Leinwandhosen, einen Stock, der am untern Ende am dicksten war, in der einen und eine mächtige lange Tabakspfeife mit bunten Quasten und biegsamer Spitze in der andern Hand trug, in ihm etwas Anderes als einen Studenten vermuthet?

Aber nicht blos das gesellschaftliche Costüm anderer junger Männer von gebildetem Stande verschmähete damals der sich so nennende ächte Student, sondern er suchte auch zuweilen etwas darin, den Unterschied zwischen sich und dem „Philister" auf Kosten der Sauberkeit und des allgemeinen gesellschaftlichen Anstandes aufrecht zu halten.

Das alte Sprüchwort „Keine Regel ohne Ausnahme" machte sich aber natürlich auch auf diesem Gebiete geltend.

Viele Studenten ahmten ihren Commilitonen in den ebengedachten Beziehungen nur nach, weil sie glaubten, es ginge nicht anders, und

weil sie nicht den Muth hatten, gegen den Strom zu schwimmen.

Nur bei einigen wenigen war die Liebe zu Eleganz und zum Verkehr mit der feinen Philisterwelt mächtiger als die Scheu vor dem Hohn und Spott ihrer Mitstudenten, worauf Jeder sich gefaßt machen mußte, der anstatt mit auf den Gassen herum zu renommiren und wüsten Saufgelagen beizuwohnen, lieber den „feinen Schniepel" spielte und Concerte, Bälle und Soirèen in Privathäusern besuchte.

Nicht umsonst hieß es in dem alten Burschenliede:

„Weh Dir, wenn Du Dich zu uns drängst
Im parfümirten Rock!
Wir fluchen den Pommadenhengst
Und drohen mit dem Stock!"

und jeder Student, der sich auf die gedachte Weise von seines Gleichen absonderte, hatte Grund, sich mit aller ihm zu Gebote stehenden Geduld gegen die Unbilden zu waffnen, womit er so lange behelligt ward, bis er entweder aufhörte, eine Ausnahme zu sein, oder der Universität überhaupt Valet sagte.

Zwei der bei ihren ungeschlachten Studien=

genossen verrufensten und verhaßtesten „Schniepel“ waren zu der Zeit, von welcher wir sprechen, und in der Universitätsstadt, wo sich unsere Geschichte zutrug, ein gewisser Eugen Werner und ein gewisser Woldemar Blankenberg.

Beide stammten aus der Residenz des betreffenden Landes und waren die Söhne reicher Familien.

Eugen's Mutter war eine geborene von Ringethal und die Waldemar's gar eine geborene Freiin von Warndorf.

Beide Damen hatten ihre bürgerlichen Ehegatten blos deshalb mit ihrer adeligen Hand beglückt, weil sie sicher waren, bei ihnen das zu finden, woran in ihrem ahnenreichen Daheim ein Mangel geherrscht, der sich oft drückend fühlbar gemacht hatte.

Die beiden Banquiers Werner und Blankenberg hatten ihrerseits ihre eheliche Verbindung mit den beiden mitgiftlosen vornehmen jungen Damen deshalb in ihrem Interesse gefunden, weil der alte Herr von Ringethal und der Baron von Blankenberg einflußreiche Staats-

ämter bekleideten und in diesen Stellungen ihren Schwiegersöhnen im Laufe der Zeit und bei passenden Gelegenheiten von mehr Nutzen sein konnten, als wenn sie ihren Töchtern Hunderttausende mitgegeben hätten.

Jetzt hatten die beiden alten Herren schon das Zeitliche gesegnet, aber doch lange genug gelebt, um ihre Schwiegersöhne auf eine Weise zu bereichern, welche diese die Wahl, die sie getroffen, niemals bereuen ließ.

Aus jeder dieser beiden Ehen ging, außer mehrern Töchtern, ein einziger Sohn hervor.

Die beiden Knaben genossen gemeinschaftlichen Unterricht und bezogen später auch gleichzeitig die Universität.

Beide sollten Jurisprudenz studiren und sich dadurch für die höhere Staatsbeamten- oder Diplomaten-Carrière geschickt machen.

Wenn auch die Väter ihrer Mütter nicht am Leben waren, so besaßen doch andere hochgestellte Verwandte von dieser Seite immer noch Einfluß genug, um die beiden jungen Männer, dafern sie nur halbwegs etwas gelernt hatten, so zu poussiren, daß andere bürgerliche

Aspiranten auf diesen Felde ganz gewiß nicht Schritt mit ihnen halten konnten.

Eugen und Woldemar waren einer wie der andere von ihren Müttern gleich von Kindheit an in den Manieren der feinen Gesellschaft geschult worden, und als sie zur Universität übergingen, hatte man ihnen das „Odi profanum vulgus“ zur Richtschnur ihres Benehmens empfohlen.

Sie hielten sich deshalb von jedem nähern Umgange mit ihren Mitstudenten, besonders solchen, die in die Kategorie der Renommisten und „ungeleckten Bären“ gehörten, fern und verkehrten nur mit einander und einigen andern ihnen gleichenden Commilitonen, die ebenfalls Söhne reicher oder vornehmer Familien waren.

Außerdem bewegten sie sich, auf ihre Empfehlungen gestützt, in mehrern der ersten Häuser der Stadt und wurden fortwährend zu Diners und andern Familienfestlichkeiten eingeladen.

Man betrachtete sie einen wie den andern schon als zukünftige Minister oder Hofmarschälle

und in den reichen Familien, deren Bekanntschaft sie cultivirten, gab es mehr als ein Töchterlein, welches im Stillen meinte, es müsse gar nicht übel sein, später einmal mit „Excellenz" angeredet zu werden.

Auch ließ sich erwarten, daß beide, Eugen sowohl als Woldemar, sobald sie einmal die diplomatische Laufbahn betreten hätten, aus Rücksicht auf die Verdienste ihrer Ahnen mütterlicherseits in den Adelstand erhoben werden würden.

Man wunderte sich überhaupt, daß dies nicht schon mit ihren den höchsten Kreisen der Regierung und des Hofes so nahe stehenden Vätern geschehen war.

Die beiden Banquiers hatte aber ihre guten geschäftlichen Gründe, eine solche Erhebung, die ihnen unter der Hand mehrmals angeboten worden, allemal gehorsamst dankend abzulehnen.

II.

Die älteste Tochter des Commerzienraths Geier hatte sich mit einem Husarenleutenant verheirathet und der glückliche Brautvater hatte zur Feier dieses hochwichtigen Ereignisses einen glänzenden Ball veranstaltet.

Eugen und Woldemar waren in diesem Haus eingeführt und hatten folglich auch Einladung zu diesem Hochzeitsball erhalten.

Während einer Pause des Tanzes schlenderten sie Arm in Arm mit einander im Saal auf und ab.

Die jungen Damen saßen auf Stühlen und Sofa's an den Wänden herum und unterhielten sich mit den vor ihnen stehenden Herren oder mit einander selbst.

Auf dieses letztere Mittel, die Zeit zu vertreiben, waren besonders zwei blutjunge Damen

angewiesen, deren spitzige Schultern und noch unentwickelte Büsten sie als Angehörige des Reichs der „Backfische" kennzeichneten.

Es war das erste Mal, daß sie bei einer solchen Fête als vollbürtige Theilnehmerinnen derselben erschienen; den anwesenden Herren waren sie sammt und besonders noch unbekannt und dies war der Grund, weshalb sich jetzt in der Pause keiner derselben bei ihnen eingefunden hatte, um mit ihnen jenes Austauschen nichtssagender Redensarten zu betreiben, welches man Conversiren nennt.

Junge Damen machen oft mehr Ansprüche und sind zuweilen dünkelhafter als ältere und bei den hier in Frage kommenden war dies in ganz besonders hoher Potenz der Fall.

Die Vernachlässigung, die sie von der anwesenden Herrenwelt erfuhren, empörte sie förmlich und sie machten ihrem Verdruß darüber in so beißenden, scharfen Bemerkungen Luft, daß sie damit eine glänzende Probe von dem gaben, was sie später einmal auf dem Gebiet der Médisance zu leisten versprachen.

„Nun, wie gefällt es Dir bei uns, Cora?"

fragte Adeline, die jüngste Schwester der Braut. „Hat mein Vater nicht ganz trefflich für Alles gesorgt?"

Cora war die Tochter eines reichen Sachwalters Namens Fernbach und mit Adeline von Kindheit an eben so genau bekannt und vertraut wie Eugen und Woldemar dies mit einander waren.

„Ach ja," entgegnete Cora, indem sie spöttisch den kleinen hübschen Mund verzog. „Bei Euch ist einmal Alles ausgezeichnet. Wir haben gut gegessen und getrunken, wir haben lustig getanzt, wir werden noch mehr essen, trinken und tanzen und jetzt, wo von all diesem nichts geschieht, unterhält man uns durch angenehme Conversation."

Adeline war den ironischen Ton, in welchem ihre Freundin vorzugsweise gern zu sprechen pflegte, schon gewohnt.

Dennoch ärgerte sie sich jetzt darüber und sagte:

„Dafür kann mein Vater nicht. Er für seine Person thut Alles, was man von ihm verlangen kann, oder, richtiger gesagt weit

mehr als man von ihm verlangen kann. Siehst Du nicht, wie er dort bei der alten Commissionsräthin Mülder steht und aus Leibeskräften mit ihr conversirt, trotzdem daß sie nicht blos stocktaub, sondern auch stockdumm ist?"

„Ja, er hat sich da wirklich eine riesige Aufgabe gestellt, die ihm nicht so leicht ein Anderer abnehmen wird," gab Cora zu.

„Daß keiner der Herren Verstand oder Artigkeit genug besitzt, sich mit uns in ein Gespräch einzulassen, das ist natürlich nicht meines Vaters Schuld," fuhr Adeline fort. „Später natürlich, wenn wir ein wenig älter geworden sind und diese Herren anfangen, uns als Brücken zu betrachten, die zu dem Geldkasten unserer Väter führen, wird man uns mehr beachten."

„Ja, wahrscheinlich," sagte die Tochter des Sachwalters. „Ich werde mich aber dann für heute zu rächen wissen und diese faden Gecken chicaniren, daß sie Blut schwitzen sollen."

„Von mir sollen sie auch nichts Anderes zu erwarten haben," bemerkte Adeline.

Es trat eine kurze Pause ein, dann hob

die junge Dame, welche zuletzt gesprochen, wieder an:

„Nicht einmal diese beiden feinen Studenten, die doch unter den Damen noch sehr wenig Bekanntschaft haben, nähern sich uns, sondern ziehen vor, mit einander im Saale herumzupromeniren."

Cora schauete nach der Richtung hin, in welcher die beiden jungen Männer sichtbar waren, und entgegnete:

„Ja und die wären doch für uns gerade die passendsten, denn sie sind, eben so wie wir unter den Damen, ihrerseits unter den Herren wohl die jüngsten. Wenn Du zwischen beiden die Wahl hättest, für welchen würdest Du Dich entscheiden?"

Adeline schien die Beantwortung dieser Frage nicht leicht zu finden. Sie musterte die beiden jungen Männer mit noch aufmerksamerem Blick als sie bisher gethan, und sagte dann mit so ernster Miene, als ob ihr Ausspruch die bedeutsamsten Folgen haben könnte:

„Ich weiß es selbst nicht recht, welchen ich

wählen würde, Cora. Offen gestanden, sie gefallen mir alle beiden.

Cora glaubte ihrer Freundin an Aufrichtigkeit nicht nachstehen zu dürfen und entgegnete daher:

„Mir geht es auch so. Sie sind beide, wenn auch nicht geradezu schön, doch — was bei dem Manne die Hauptsache ist — gut gewachsen, sie wissen sich gut zu benehmen, sie sind aus guter Familie, sie werden einmal ihren Frauen eine gute Stellung zu bieten haben — was will man von einem Manne mehr verlangen?"

„Da hast Du vollkommen Recht, Cora," bemerkte Adeline mit ihrer altklugen Miene. „Zwei Männer zu heirathen, ist aber einmal nicht erlaubt und wir müßten uns daher — wenn die Wahl bei uns stände — für den einen oder den andern entscheiden. Also, welchem würdest Du den Vorzug geben?"

„Nun," antwortete Cora nach einigem Besinnen, „der in den weißen Kasimirpantalons macht, wenigstens äußerlich, auf mich den besten Eindruck. Wie es mit dem Innern der

beiden jungen Herren beschaffen ist, das wissen wir ja nicht," setzte sie lachend hinzu.

„Der in den weißen Kasimirpatalons" war Eugen, der auch in der That in Bezug auf seine Toilette weder von seinem Freund Woldemar noch von irgend einem der andern anwesenden Herren übertroffen ward.

„Ja," hob Adeline nach einer Weile wieder an, „es läßt sich nicht leugnen, daß dieser junge Mann — er heißt wohl Eugen Werner — seine körperlichen Vorzüge vollkommen ins Licht zu setzen weiß. Trüge er schwarze Pantalons wie sein Begleiter und die meisten übrigen Herren, so würden seine wirklich untadelhaft geformten Beine bei weitem nicht so zur Geltung kommen, wie es in ihren weißen Hüllen der Fall ist."

Es berührt den Leser vielleicht unangenehm, eine so blutjunge Dame etwas äußern zu hören, was selbst im Munde einer weit älteren nach den einmal in dieser Beziehung herrschenden Begriffen für eine halbe Unanständigkeit gilt.

Wir bitten aber, zu bedenken, daß es sich

im vorliegenden Fall um ein Gespräch unter vier Augen zwischen Personen von gleichem Geschlecht und Alter handelt, wo es jedenfalls erlaubt ist, im Vertrauen mancherlei zu sagen, was außerdem als streng verpönt zu betrachten ist.

Daß wir als Erzähler unser Recht, auch die intimsten Gespräche zu belauschen, mißbrauchen und die Indiscretion begehen, das, was wir gehört, laut zu verkünden, dafür können die armen Belauschten nicht.

Cora stimmte in das Lob, welches Adeline dem Gliederbau des jungen Mannes und der gutgewählten Bekleidungsweise desselben zollte, mit ein.

In der That konnte man auch kaum etwas Schöneres sehen als die starken vollen Schenkel, die feingeformten nicht im mindesten hervorragenden Knie und die zartgerundeten Waden des feinen Studenten, dessen untere Hälfte — die schwarzen Tanzschuhe abgerechnet — in dem eng und faltenlos anschließenden weißen Kasimir aussah, wie von der Meisterhand eines Bildhauers in Marmor gemeißelt.

Diese untadelhafte Formation des „untern Menschen" mußte einem aufmerksamen Beschauer einigermaßen befremden, denn Eugen's Oberkörper stand damit nicht in vollem Einklang. Die Brust war platt, die Schultern waren schmal und abfallend und der Hals selbst für einen schlanken Körperbau ein wenig zu lang.

Doch dergleichen Verstöße gegen die richtige Symmetrie begeht Mutter Natur gar nicht so selten; warum sollte ein solcher nicht auch bei Eugens körperlicher Entwickelung mit untergelaufen sein?

„Nun," sagte Cora lächelnd, nachdem sie sich mit der Ansicht ihrer Freundin einverstanden erklärt, „da Du Dich so entschieden zu Gunsten des weißbehos'ten Herrn Werner aussprichst, so wird mir wohl weiter nichts übrig bleiben, als mich mit seinem Begleiter, dem von oben bis unten schwarzcostümirten Herrn Blankenberg, zu begnügen."

Adeline glaubte, sich für diese Selbstverleugnung Cora's dankbar beweisen zu müssen, und dies nicht besser thun zu können, als

wenn sie den jungen Mann, mit welchem ihre Freundin sich „begnügen“ zu wollen erklärte, über die Gebühr herausstriche.

Sie sagte daher:

„Wenn das, was wir hier sprechen, nicht blos leeres Geschwätz wäre und Blankenberg wirklich der Deinige, eben so wie Werner der Meinige würde, so wüßte ich wirklich nicht, ob ich Dich nicht beneiden sollte. Blankenberg besitzt, wenn er auch nicht so wundervoll gewachsen ist wie der Andere, doch ansprechendere Züge und ist auch, wie ich vermuthe, weit reicher, was ihm nothwendig einen Werth giebt, der höher anzuschlagen ist als der körperliche Vorzug, der sein Freund vor ihm voraus hat.“

Cora sah die Tochter des Hochzeitsvaters mit fragendem Blick an und sagte:

„Was giebt Dir Grund, Adeline, zu vermuthen, daß Blankenberg reicher sei als Werner?“

„Einfach der Umstand, daß Ersterer weit mehr und weit werthvollere Schmucksachen trägt als Letzterer,“ antwortete die Gefragte. „Sieh nur diese prachtvolle schwere goldene Uhrkette,

diese kostbaren Ringe, die jetzt, wo er die Handschuhe ausgezogen hat, alle sichtbar sind, diese Busennadel, die wenn sie — wie sich nicht anders annehmen läßt, — ächt ist, wenigstens fünfhundert Thaler gekostet haben muß!"

„Ja, das ist wahr," stimmte Cora bei. „Jetzt zieht er die Uhr; sie ist von Gold und mit Brillanten besetzt. Ich glaube, dieser sämmtliche Schmuck ist mit tausend Thaler noch zu niedrig veranschlagt."

„Das glaube ich auch. Nach meiner Ansicht gehört ein nicht unbedeutender Grad von Muth dazu, sich so als wandelndes Juwelierladenschaufenster des Nachts auf die Straßen zu wagen."

„Da hast Du Recht, Adeline. Es sind in neuerer Zeit mehrfache Raubanfälle bei nächtlicher Weile auf offener Straße vorgekommen und mein Vater erzählte erst gestern bei Tische, daß die Polizei sämmtliche Inhaber von Geldgeschäftslocalen, Gold- und Silberwaarenlocalen und dergleichen zu ganz besonderer Vorsicht und Wachsamkeit hat ermahnen lassen."

„Ja, davon habe ich auch gehört," bestä-

tigte Adeline. „Es soll sich jetzt in unserer Stadt eine förmliche Diebes- und Räuberbande aufhalten, vor welcher nichts sicher ist."

„Mein Himmel, wenn dieses feine Muttersöhnchen solchen Strolchen in die Hände fiele, ich glaube nicht, daß sie lange Umstände mit ihm machen würden."

„Du meinst, man könnte den armen reichen Schelm ermorden?"

„Warum nicht?" fuhr die kleine frivole Cora fort. „Man brauchte ihn ja nur abseits in einen Keller oder ein sonstiges Versteck zu schleppen, ihn wie er geht und steht in einen Schmelztiegel zu werfen und über einem wohlconcentrirten Feuer zu verdampfen, dann bliebe das, was an ihm werthvoll ist, in einem Klumpen zurück."

Adeline lachte und wollte eine gleich witzige Bemerkung hinzufügen.

In diesem Augenblick aber begann das Orchester wieder zum Tanz aufzuspielen.

Herr Geier, der Hochzeitsvater, ein sehr kluger Mann, hatte wohlweislich zu seinem Balle weit mehr tanzlustige junge Herren als

Damen eingeladen, damit von den Letztern keine in Gefahr käme, als „Mauerblümchen" zu figuriren.

Die Folge davon war, daß selbst unsere beiden Backfische ihr interessantes Gespräch nicht weiter fortsetzen konnten, sondern bald in den Armen der zwei feinen Studenten, welche Gegenstand dieses Gesprächs gewesen, den Saal durchflogen.

III.

Eugen Werner hatte seine Wohnung in einem Hause, worin noch ein anderer Student logirte.

Dieser andere Student war durchaus kein „Schniepel,“ sondern ein rüder Corpsbursche, der alle unangenehmen Eigenschaften, die ein Musensohn der damaligen Zelt für andere Menschen haben konnte, bis zum Exceß cultivirte.

Eugen war Finke, das heißt er gehörte keiner Verbindung an, und sowohl in Folge dieses Umstandes als auch wegen der Antipathie die zwischen ihm und Rümpler — so hieß ominöserweise sein Commilitone und Hausgenosse — überhaupt bestand, kamen die Beiden in fast gar keine Berührung mit einander.

An demselben Abend, wo Eugen Werner sich auf dem Hochzeitsballe befand, hatte Rümpler noch einige andere Studenten bei sich.

Es war heute sein Geburtstag. Deshalb hatte er ein Fäßchen Bier anschroten lassen und vier oder fünf gute Bekannte eingeladen, um es mit diesen gemeinschaftlich zu vertilgen.

Diese Aufgabe löſten die angehenden Priester der Wissenschaft in weit kürzerer Zeit, als Rümpler selbst geglaubt hatte.

Schon kurz nach Beginn des kleinen Gelags sah er ein, daß er die Leistungsfähigkeit seiner Gäste unterschätzt hatte.

Er selbst würde sich geschämt haben, ihnen in dieser Beziehung nachzustehen, und half daher, als er sah, daß er sich einmal verrechnet hatte, treulich mit, seinen Vorräthen ein rasches Ende zu bereiten.

Die Folge hiervon war, daß die fidelen Zecher sich schon kurz nach zehn Uhr aufs Trockene gesetzt sahen.

Die Anschaffung neuen „Stoffs" wäre mit allerhand Weitläufigkeiten verknüpft gewesen, von Beendung der lustigen Geburtstagsfeier

konnte aber zu einer verhältnißmäßig so frühen Stunde auch keine Rede sein.

„Wißt Ihr was, Freunde?“ sagte Rümpler, als er das letzte Seidel aus dem auf zwei zusammengeschobenen Stühlen liegenden „gekippten“ Faß eingeschenkt hatte; „wißt Ihr was? Wir gehen noch ein paar Stunden auf unsere Stammkneipe. Ich habe noch einen höllischen Brand im Halse und kann so nicht zu Bett gehen“

Die andern Zecher gestanden, daß es ihnen eben so ginge wie ihrem Wirthe, und erklärten sich daher mit seinem Vorschlag einverstanden.

Man verließ demgemäß kurz darauf das Zimmer des rümpelhaften Geburtstagskindes und ging mit demselben die Treppen hinunter, um das Haus zu verlassen.

Als man in das Parterre herunterkam, blieb einer der Studenten vor einer Thür stehen und las beim Scheine der in der Hausflur angebrachten noch hell brennenden Laterne eine mit vier gelben blanken Zwecken sauber befestigte, zierlich lithographirte Adreßkarte, auf welcher die Worte:

„Eugen Werner, Stud. jur.“
standen.

„Werner?“ wiederholte der Student, nachdem er gelesen. „Ist das der Schwonich, der Seidenhase, der geschniepelte Kerl, der zur Schande und zum Spott der ganzen Studentenschaft umherläuft, wie ein wandelndes Modejournal?“

„Ja wohl, das ist er,“ bestätigte Rümpler. „Er und sein Freund Blankenberg, der auch ein solcher Zierbengel ist, sollten gar nicht als wirkliche Studenten betrachtet werden. Sie kneipen nicht mit uns und halten sich blos zu feinen Philistern.“

„Jetzt liegt der Kerl wohl schon im Neste?“ fragte ein Anderer.

„O nein. Heute Abend ist er auf dem großen Hochzeitsballe bei dem reichen Banquier Geier.“

„Woher weißt Du denn das?

„Ich poussire,“ entgegnete Rümpler, „manchmal im Vorbeigehen den Besen seiner Wirthin und auf diesem Wege erfuhr ich es heute gegen Abend.“

„Wer ist denn seine Wirthin?"

„Die Wittwe eines Beamten. Sie ist seit mehrern Tagen verreist und kommt, wie ich hörte, erst übermorgen wieder."

„Dann ist der Besen jetzt allein?"

„Ja wohl".

„Donnerwetter! Da hätten wir famose Gelegenheit, einmal bei dem Kerle aufzuräumen!"

„Ja, das könnten wir thun," stimmte Rümpler bei. „Ich will gleich einmal klingeln."

Es herrschte zu jener Zeit unter den Studenten der Universität, mit welcher wir es hier zu thun haben, der löbliche Gebrauch, daß wenn ein oder mehrere Studenten in die Wohnung eines andern kamen und diesen nicht zu Hause trafen, sie sich das Vergnügen machten, bei ihm ein wenig „aufzuräumen."

Die Ordnung in einem Studentenzimmer ist in den meisten Fällen eine sehr mangelhafte, dieses sogenannte Aufräumen aber hatte obendrein den Zweck, diese schon vorhandene Unordnung zu einem förmlichen Chaos zu steigern.

Zur Erreichung dieses lobenswerthen

Zweckes leerte man zunächst alle im Zimmer vorhandenen Schubfächer, Commodenkasten und andere Behältnisse aus und stülpte dann die auf diese Weise geplünderten Möbels mit den übrigen in der Mitte des Zimmers zu einer artigen Pyramide über einander, die hierauf mit den vorgefundenen Kleidungsstücken, Wäschgegenständen, Fenstervorhängen und dergleichen auf geschmackvolle Weise decorirt ward.

Dies war der „Witz", den Rümpler und seine Gäste sich jetzt mit ihrem ihnen allen so verhaßten feinen Commilitonen zu machen gedachten.

Rümpler war, wie es einem ächten Burschen zukommt, ein Mann der That und hatte seine Absicht, die Klingel zu ziehen, kaum ausgesprochen, als er es auch schon auf die nachdrücklichste Weise that.

„Sobald die Thür geöffnet wird," flüsterte er den andern Studenten zu, „drängt Euch nur rasch hinter mir her hinein. Mit dem Mädchen werde ich schon fertig."

Mine, das Dienstmädchen, oder, wie die zarte Burschensprache sich ausdrückt, „der

Besen", stand eben im Begriff, sich zu Bett zu legen.

Ihre Herrin war, wie wir bereits gehört, verreist und Herr Eugen Werner hatte seinen Haus= und Saalschlüssel, so daß er zu jeder beliebigen Stunde nach Hause kommen konnte, ohne daß Jemand auf ihn zu warten brauchte.

Als Mine daher auf einmal so heftig in die Klingel reißen hörte, erschrak sie nicht wenig, denn sie glaubte, es brenne im Hause, oder ihre Herrin sei eher als sie sich vorgenommen wieder zurückgekehrt, oder es habe sich sonst etwas Unangenehmes ereignet.

Sie erstaunte daher, nachdem sie sich rasch wieder in die Kleider geworfen und die Thür geöffnet hatte, nicht wenig, ihren Hausgenossen Rümpler vor sich zu sehen.

Mine war ein munteres, hübsches Mädchen; wäre sie aber auch noch viel hübscher gewesen, so wäre es doch dem stolzen Eugen Werner nicht eingefallen, ihr irgend eine kleine Schmeichelei zu sagen oder sich auch nur den mindesten Spaß mit ihr zu erlauben.

Rümpler dagegen war in Bezug auf das

weibliche Geschlecht durchaus kein Kostverächter und ließ keine Gelegenheit unbenutzt, wo er mit einem Mädchen, wenn es auch weniger hübsch war als das, von welchem wir hier sprechen, seinen „Ulk“ treiben konnte.

Er war von Wuchs und Gesicht durchaus nicht häßlich und Mine wünschte, wenn er dann und wann im Vorbeigehen ein paar Worte mit ihr gewechselt und einige kleine Liebkosungen ausgetauscht hatte, allemal, daß er anstatt des hochmüthigen Eugen Werner der Miethsmann ihrer Herrin sein möchte.

So gewogen sie ihm aber auch war, so erschrak sie doch, wie schon bemerkt, nicht wenig, als sie ihn zu so ungewohnter Stunde und noch dazu in Begleitung so vieler, offenbar betrunkener, Kameraden vor sich sah.

„Guten Abend, liebes Minchen,“ sagte Rümpler; „ist Herr Werner zu Hause?

„Herr Werner?“ wiederholte das Mädchen. „Ich sagte Ihnen ja, als Sie mir gegen Abend begegneten, daß er auf einem Hochzeitsball sein würde.“

„Ach ja!“ entgegnete Rümpler, als ob er

sich plötzlich besänne. „Das ist ja wahr! Doch gleichviel, wenn er auch selbst nicht zu Hause ist, so wollen wir wenigstens seinem Zimmer einen kurzen Besuch abstatten."

Mit diesen Worten drängte er das Mädchen auf die Seite und ging an ihr vorbei durch den Vorsaal nach der Thür, an welcher eine gleiche Adreßkarte wie die an der äußern Thür ersichtliche befestigt war.

Seine Kameraden folgten ihm dicht auf dem Fuße.

Werners Zimmer war unverschlossen und die lärmende Rotte drang hinein.

„Aber, meine Herren," rief Mine mit dem Ausdruck der größten Angst, „was wollen Sie denn hier?"

„Das ist unsere Sache, liebes Minchen!" sagte Rümpler. „Geben Sie Ihr Licht her und lassen Sie uns nur machen. Wir wollen blos ein wenig aufräumen."

Indem Rümpler dies sagte, nahm er dem Mädchen die brennende Lampe, die sie in der Hand trug, ab, drängte sie selbst von der Schwelle hinweg aus dem Zimmer hinaus

und schloß die Thür, welche er von innen verriegelte.

„Nun geschwind an's Werk, damit wir nicht etwa überrascht werden," sagte er dann zu seinen Kameraden. „Dieser Kerl wohnt hier gar nicht wie ein rechtschaffener Student, sondern wie eine fürstliche Maitresse. Er soll aber, wenn er nach Hause kommt, sein blaues Wunder sehen."

Das Zimmer, welches Eugen Werner gemiethet, war auch wirklich von der Art, daß außer dem, welches sein Freund Blankenberg in einem andern Hause innehatte, wohl kaum das irgend eines andern Studenten damit zu vergleichen war.

Abgesehen von den prachtvollen Möbels, mit welchen es ausgestattet war, herrschte darin auch die größte Sauberkeit und Ordnung, und die Rotte roher Gesellen, die es jetzt mit ihren qualmenden Tabakspfeifen verstänkerten und mit ihren schmutzigen Stiefeln besudelten, nahmen sich darin aus wie eine Vandalenhorde in einem Kunsttempel.

Die Aufforderung Rümplers fand bereit-

willigen Gehorsam und ehe zehn Minuten vergingen, waren sämmtliche Fächer des Secretairs, der Chiffonniére, einiger kleinen Kommoden und Schränkchen so wie der im anstoßenden Schlafzimmer stehende Kleiderschrank ausgeleert und der Inhalt auf dem Fußboden umhergestreut.

Sogar das schöne weiße weiche Bett, welches würdig gewesen wäre, den Träumen einer Prinzessin zum Schauplatz zu dienen, blieb nicht verschont, sondern ward in seine einzelnen Bestandtheile aus einander gerissen, um mit zum Aufbau der großen „Pyramide" verwendet zu werden.

Eben wollte man zu dieser nach Rümplers Anleitung das Fundament legen, als der mit dem Ausräumen des Kleiderschrankes beschäftigte Vandale rief:

„Heda, kommt einmal her und seht! Was sind denn d..s für Dinger?"

Und indem der betreffende Vandale dies sagte, hielt er zugleich in seinen beiden Händen zwei Gegenstände empor, die allerdings geeignet waren, mit Befremden und Verwunderung betrachtet zu werden.

Es waren nämlich zwei Paar feine weiße Hosen, die aber täuschend so aussahen, als wären sie die untern Hälften zweier Apollostatuen ohne Füße.

Die Symmetrie und Rundung der Schenkel, die zarte Form der Kniee und feine Schwellung der Waden war eine meisterhaft vollendete und das Ganze ein wahrhaftes Kunstwerk zu nennen.

„Ha!" rief Rümpler mit wiehernden Gelächter, „das sind ja Wattons!"

„Wie? was? Wattons?" wiederholten die andern Studenten, indem sie Rümpler mit fragenden Blicken ansahen.

„Ja wohl, Wattons nennt man dieses schniepelhafte Blendwerk," fuhr Rümpler fort. „Ich bin mit einem Schauspieler bekannt, der mir, als ich neulich einmal bei ihm war, auch ein Paar solche Dinger zeigte, die aber lange nicht so schön und kunstreich gearbeitet waren, wie diese. Der Kerl hat nämlich ganz spindeldürre und noch dazu etwas krumme Beine und bedient sich, wie viele seiner Collegen, dieses

Hülfsmittels, um den Fehlern, welche die Natur an ihm begangen, abzuhelfen. Wie es scheint macht unser würdiger Commilitone es ebenso."

„Ja," sagte einer der andern „Aufräumer," „nun ist es mir erklärlich, warum dieser Werner, der oben herum aussieht wie ein Schwächling erster Klasse, immer auf so strammen, wohlgeformten Beinen einherwandelt. Ist es aber für einen Studenten nicht eine Schande, solche elende Theater- und Stutzerkünste nachzuahmen und den Leuten auf diese Weise Sand in die Augen zu streuen?

„Freilich ist es eine Schande", stimmte Rümpler bei. „Der Kerl muß blamirt werden und zwar auf eine Weise, daß ihm die Augen übergehen. Kommt, Brüder, und laßt uns jetzt vor allen Dingen unsere Pyramide fertig machen. Auf diese stecken wir dann ein Paar dieser Wattons als Spitze, das andere Paar nehmen wir mit."

„Aber zu welchem Zwecke?"

„Darüber wollen wir uns auf der Kneipe mit einander berathen. Jetzt erst die Pyra-

mide fertig gemacht," antwortete der Anführer der Rotte.

Es dauerte nicht lange, so stand das kunstreiche Bauwerk in der von Rümpler angedeuteten Weise gekrönt da.

Dann befestigte er das zweite Paar Wattons an der Spitze seines Stocks nach Art einer Fahne oder eines Banners und rief:

„So! Nun können wir abmarschiren. Vorwärts!"

Die arme Mine war, während die betrunkenen Studenten in dem verschlossenen Zimmer herumhanthierten, verzweiflungsvoll und händeringend auf dem Vorsaal hin- und hergelaufen.

Als jetzt die Thür aufgeworfen ward und die ungebetenen Gäste mit dem seltsamen Bannerträger an der Spitze herausgestürmt kamen, rief sie:

„Ach du lieber Himmel, Herr Rümpler, was haben Sie da drinnen gemacht! Was wird Herr Werner sagen! Wie wird es mir von Madame ergehen, wenn sie wiederkommt! Wo wollen Sie denn diese Hosen hintragen?"

„Schweig, Du hübsches Menschenkind!" rief Rümpler pathetisch, indem er der Fragenden, wie er mit ihr schon oft gethan, liebkosend unter das Kinn griff. „Wälze nur die ganze Schuld auf mich! Was diese Hosen betrifft, so wird damit geschehen, was Rechtens ist."

Mit dieser Erklärung gab Rümpler dem Mädchen einen herzhaften Kuß, die andern Studenten thaten rasch nach der Reihe dasselbe und waren eine Minute später zum Hause hinaus.

IV.

Ohne die leiseste Ahnung, welche Verwüstung und Zerstörung eine Rotte betrunkener Unholde in seiner Wohnung anrichtete und welche für ihn compromittirende Entdeckung dabei gemacht ward, tanzte Eugen Werner auf dem Hochzeitsballe im Hause des reichen Commerzienraths mit Adeline, der jüngsten Tochter desselben.

So zurückhaltend er und sein Freund sich während der ersten Hälfte des Balles gezeigt, so redselig und aufmerksam gegen die Damenwelt zeigten sie sich während der zweiten.

Der Grund hiervon lag hauptsächlich darin, daß die beiden jungen Herren während der letzten Pause am Büffet dem guten Wein des Commerzienrathes ein wenig zugesprochen hatten und dadurch in eine etwas kühne

und eroberungslustige Stimmung versetzt worden waren.

Ganz besonders waren es die beiden jugendlichen Freundinnen, deren noch in der Entwickelung begriffene Reize auf die beiden feinen Studenten den nachhaltigsten Eindruck zu machen schienen.

Ein ferner weiter Glücksumstand waltete hierbei insofern ob, als die Zuneigung der beiden jungen Herren sich gerade in der Weise kundgab, wie es den uns bekannten eigenen Wünschen der jungen Damen selbst entsprach.

Während nämlich Eugen mit den tadellos geformten Beinen sich vorzugsweise an Adeline attachirte, suchte der so verschwenderisch mit kostbaren Ketten und Ringen geschmückte Woldemar das Herz der ironischen Tochter des reichen Sachwalters gewinnen zu wollen.

Die Folge hiervon war, daß, als der Ball etwa eine Stunde nach Mitternacht zu Ende ging, die beiden jugendlichen Paare wechselseitig die Hoffnung aussprachen, einander bei einer ähnlichen festlichen Gelegenheit bald wiederzusehen.

Es stellte sich hierbei die für Woldemar Blankenberg und Cora Fernbach sehr interessante Thatsache heraus, daß Beide in einem und demselben Hause wohnten.

Woldemar hatte die in der zweiten Etage des betreffenden Hauses gelegene Wohnung, die er als Nachmiether inne hatte, erst seit zwei Tagen bezogen und noch nicht Gelegenheit oder Veranlassung gehabt, sich nach seinen Hausgenossen zu erkundigen, denn sonst würde er erfahren haben, daß der reiche Sachwalter mit seiner Familie die erste Etage bewohnte.

Nun aber wußte er es und nahm sich im Stillen vor, die Gelegenheit, mit der kleinen pikanten Cora zusammenzutreffen, so oft als möglich zu suchen und bestens zu benutzen.

Beide ahnten in diesem Augenblick nicht, daß sie einander noch viel eher wiedersehen sollten, als sie dies jetzt für möglich gehalten hätten, obschon freilich unter Umständen, welche die Freude des Wiedersehens auf der einen wie auf der andern Seite bedeutend beeinträchtigen mußten.

Der Ball war, wie schon bemerkt worden,

zu Ende, die Gesellschaft aber stand noch in einzelnen Gruppen im Saale beisammen, um den Tänzern und Tänzerinnen Zeit zu lassen, sich erst ordentlich abzukühlen, ehe sie sich in der scharfen, feuchten Herbstnachtluft auf den Heimweg machten, der für manche der Gäste — z. B. für Cora und ihren Vater und folglich auch für Woldemar — ein sehr weiter war.

Das Brautpaar hatte sich, — wie dies Neuvermählten auch gar nicht zu verdenken ist — natürlich schon lange vor Mitternacht vom Balle hinweggeschlichen; der Hochzeitsvater aber, ein alter mordfideler Kauz, welcher stets aushielt bis auf den letzten Mann, stand noch mitten im Saale und unterhielt sich mit mehrern um ihn herumstehenden Personen auf's Lebhafteste.

Sein dunkelroth glühendes Gesicht verrieth, daß auch er die Schätze seines Weinkellers gebührend zu würdigen verstand.

Plötzlich näherte sich ihm einer seiner Livreediener.

„Entschuldigen Sie einen Augenblick, meine Herrschaften," sagte der Commerzienrath zu den

Herren und Damen, mit welchen er sich gerade im Gespräch befand, „wie ich sehe, hat mein Diener mir etwas zu melden. Was willst Du, Franz?"

Der Diener trat noch einen Schritt näher an seinen Herrn heran und sagte im gedämpftem Tone:

„Herr Commerzienrath, es sind fünf oder sechs Studenten draußen, welche um die Erlaubniß bitten, Ihnen zu dem heutigen frohen Tage gratuliren zu dürfen."

„Studenten?" entgegnete der Hochzeitsvater lachend. „Was fällt denn diesen ein? Na, wenn sie mir einmal durchaus gratuliren wollen, so mögen sie es thun. Laß sie nur herein."

„Aber, Herr Commerzienrath," fuhr der Lakei in noch gedämpfterem Tone fort, „die jungen Leute sehen mir etwas wüst aus und scheinen betrunken zu sein. Ueberdies trägt einer davon an seinem Stock etwas, was wie ein halber Cadaver ohne Füße aussieht."

Der Commerzienrath lachte wieder und rief:

„Wie ein halber Cadaver? Das wäre der Teufel! Laß nur die Leutchen hereinkommen! Wenn sie ein wenig betrunken sind, so sind wir auch nicht ganz nüchtern. Heute, besonders jetzt zum Auskehr, wird es nicht so genau genommen. Also herein mit den Leutchen, sage ich!"

Der Diener, welcher — wie dies in vielen vornehmen Häusern vorkommt — difficiler zu sein schien als sein Herr, entfernte sich kopfschüttelnd.

„Meine Herrschaften", sagte der Commerzienrath, indem er sich wieder nach seinen Gästen herumdrehete, „es steht uns, wie es scheint, noch ein kleiner Spaß bevor. Einige Studenten haben mich soeben um Erlaubniß bitten lassen, hereinkommen und mir ihre Glückwünsche darbringen zu dürfen."

„Studenten?" sagte Eugen verwundert zu seinem Freund Woldemar. „Was soll das heißen?"

Beide hatten sich bei Adeline und Cora bereits verabschiedet und standen eben im Begriff, den Saal zu verlassen.

Ehe Blankenberg noch etwas entgegnen konnte, öffnete sich die Saalthür wieder und herein schritten oder wankten vielmehr die angemeldeten Studenten mit Rümpler an der Spitze.

Bei dem Anblick des sonderbaren Banners, welches der Letztere trug, entfuhr Allen, namentlich den weiblichen Theile der Gesellschaft ein Ausruf des Erstaunens und Entsetzens.

„Guten Abend, Herr Commerzienrath!" sagte Rümpler als Wortführer mit seinem tiefen Bierbaß. „Wir kommen, um Ihnen zu dem freudigen Ereigniß, welches sich heute in Ihrer Familie zugetragen, unsere besten Glückwünsche darzubringen und nebenbei unserm patenten Commilitonen Herrn Eugen Werner einen kleinen Gefallen zu thun. Wir haben in seiner Abwesenheit in seinen Zimmer ein wenig aufgeräumt, wie wir es nennen, und dabei zwei Paar Dinger gefunden, von welchen wir ihm hier ein Paar für den Fall bringen, daß das, welches er bereits anhat, vom vielen Tanzen und Springen faltig und unscheinbar geworden sein sollte. Wir wissen, wie viel ihm daran liegt, seine wohl-

geformten Gliedmaßen stets in's beste Licht zu setzen, und wollten ihm auf diese Weise behülflich sein."

Rümpler, der, wenn er betrunken war, anstatt eine schwerfällige, eine immer geläufigere Zunge bekam, hätte diese Anrede wahrscheinlich noch viel weiter fortgesponnen, wenn er nicht plötzlich bemerkt hätte, daß er mit seinen Kameraden ganz allein im Saale stand.

Die ganze Gesellschaft war verschwunden und Niemand weiter zu sehen, als eben die Pseudogratulanten und zwei oder drei Lakaien, welche rasch nach einander die Lichter auslöschten.

„Wie es scheint," sagte Rümpler zu seinen Kameraden, „hat man hier keinen Sinn für unsere Ideen, und damit wir nicht etwa noch im Hause des Philisters die finstere Treppe hinunterstürzen und die Hälse brechen, wollen wir auch lieber machen, daß wir fortkommen."

Mit diesen Worten machte der Anführer des Trupps Kehrt und verließ mit seinen Genossen Saal und Haus.

Der Krach, womit der Portier hinter ihnen das Thor in's Schloß warf und den innern Riegel vorschob, sagte deutlicher, als es durch Worte hätte geschehen können, daß dergleichen Besuche in diesem Hause nie wieder angenommen werden würden.

Die rohen Gesellen, welche dies vorausgesehen, machten sich jedoch daraus nicht viel, sondern zogen schreiend, singend und lachend noch einmal auf die Stammkneipe, von welcher aus sie diese späte Expedition unternommen, um sich bei Bier und Tabak der würdigen Weise, womit sie Rümpler's Geburtstag begangen, zu freuen, bis der spät anbrechende Morgen dem wüsten Gelage ein Ende machen würde.

V.

Unter den Gästen, welche während Rümpler's Anrede den Saal verlassen hatten, war natürlich Eugen Werner einer der ersten.

Der Anblick seines Feindes Rümpler und eines seiner so geheimgehaltenen, von dem Theaterschneider der Residenz gefertigten Verschönerungsapparates sagte ihm in Verbindung mit dem, was Rümpler über „Aufräumen" äußerte, daß er nicht blos vor der ganzen Gesellschaft und folglich so gut wie vor der ganzen Stadt blamirt und lächerlich gemacht sei, sondern daß er auch bei seiner Nachhausekunft sein Zimmer in einem Zustande finden würde, der ihn schon im Voraus und ungesehen mit Schauder erfüllte.

Er verweilte blos lange genug, um zu

sehen, wie Adeline und Cora flüsternd die Köpfe zusammensteckten und sich dann kichernd abwendeten.

Wie von tausend Furien gehetzt, rannte er fort, die Treppe hinunter und zum Hause hinaus.

Er war noch nicht ganz bis an die Ecke der Straße gelangt, als er eine Stimme hinter sich vernahm, welche rief:

„Aber, Eugen, so warte doch!“

Die Stimme war die Woldemar's und Eugen blieb stehen.

„Ich will Dich nach Hause begleiten,“ fuhr Woldemar fort. „Diese gemeinen Kerle werden in Deinem Zimmer nicht schlecht gehaust haben und ich will es Dir wenigstens einigermaßen wieder in Ordnung bringen helfen. Ich möchte nur wissen, wie sie hineingerathen sind!“

„Das ist mir auch ein Räthsel,“ sagte Eugen. „O, Woldemar, wie entsetzlich! In dieser Stadt hier kann ich mich vor keinem Menschen mehr sehen lassen!“

Woldemar hatte schon lange bemerkt, daß

die schönen, vielbewunderten Beine seines Freundes nicht sowohl der Natur als vielmehr der Kunst ihre vollendete Form verdankten.

Dennoch hatte er aus Zartgefühl nie etwas darüber geäußert, obschon er oft mit stillem Neid die Blicke bemerkt hatte, die aus schönen Augen an ihm vorüberglitten, um auf Eugen zu verweilen.

Er wußte jedoch, daß er auch seine Schwächen hatte, die von Eugen in gleicher Weise geschont und ignorirt worden.

Deshalb sagte er auch jetzt weiter nichts, um den armen Blamirten nicht noch mehr zu demüthigen, als er es schon war.

Als die beiden Freunde in Eugen's Wohnung traten, fanden sie die weinende Mine noch wach.

Sie erzählte den Hergang und half dann den beiden jungen Herren, so weit sie es nicht schon allein gethan, die Möbelpyramide wieder in ihre einzelnen Bestandtheile zerlegen und diese an die ihnen zukommenden Plätze bringen.

Zu den ganz zu oberst verkehrt, d. h. mit den untern Enden nach der Decke ragend, auf-

gesteckten Wattons hatte das arme geängstete, von Wuchs nicht sehr große Mädchen nicht gelangen können. Eugen sah daher, daß auch Mine ihn forthin nicht ohne heimlichen Spott betrachten könnte und daß dies später von Seiten seiner heimgekehrten Wirthin in gleicher Weise der Fall sein würde.

Nach etwa einer Stunde waren Wohnzimmer und Schlafgemach so leidlich wieder wohnlich gemacht und Woldemar sagte nun seinem schwergeprüften, tiefgebeugten Freund gute Nacht, indem er zugleich versprach, den nächstfolgenden Tag bei guter Zeit sich wieder einzufinden, um das in Folge dieser schauderösen Vorgänge nöthig Erscheinende mit ihm zu besprechen.

VI.

Als Woldemar aus Eugen's Wohnung heraus auf die Straße trat, war es gegen zwei Uhr nach Mitternacht.

Die Nacht war stockfinster.

Allerdings stand Mondschein im Kalender, der Himmel aber war so dicht und schwarz bewölkt, daß von dem ohnehin im Abnehmen begriffenen Monde keine Spur, weder am Himmel noch auf Erden, zu bemerken war.

Die Behörde der Stadt nahm jedoch von dergleichen Zufälligkeiten der Natur keine Notiz, sondern hatte den Laternenwärtern in ihrer Instruction streng vorgeschrieben, bei bewölktem Nachthimmel, ebenso wie bei unbewölktem, sich mit dem Laternenanzünden und -auslöschen genau nach dem Kalender zu richten und den Mond, dafern er nur überhaupt am Himmel

stünde, als scheinend anzunehmen, mochte ihn nun ein menschliches Auge zu erblicken im Stande sein oder nicht.

Der Weg von Eugen's Wohnung nach der Woldemar's war ein sehr weiter, denn die betreffenden Häuser lagen von dem des Commerzienrathes aus nach entgegengesetzten Richtungen und Woldemar hatte folglich dadurch, daß er erst Eugen nach Hause begleitet, den eigenen Weg um diese Strecke verlängert.

Ein guter Fußgänger brauchte wenigstens Dreiviertelstunde, um die ganze Entfernung zurückzulegen.

Wie gern hätte Woldemar einen Thaler oder mehr bezahlt, wenn er jetzt eine Droschke, und wäre es selbst die elendste gewesen, hätte bekommen können!

Dazu aber war jetzt, so tief in der Nacht, wo es nur noch ganz wenig Passanten auf den Straßen gab, keine Aussicht vorhanden.

Woldemar ergab sich daher auch ohne Weiteres in sein einmal unvermeidbar scheinendes Schicksal, den ganzen weiten Weg zu Fuße zurücklegen zu müssen, und fing an, tüchtig

auszuschreiten, denn die Nacht war nicht blos finster und kalt, sondern es begann auch ein feiner Regen zu fallen.

Plötzlich und ganz gegen sein Erwarten hörte Woldemar das Rasseln eines Wagens, der, aus einer Seitenstraße um die Ecke biegend, in kurzer, sich rasch vermindernder Entfernung hinter ihm herkam.

Woldemar blieb stehen und ließ den Wagen vollends herankommen.

Es war eine gewöhnliche Droschke.

„Besetzt?“ fragte Woldemar.

„Ja,“ antwortete der Kutscher, „aber —“

„Wo wollen Sie denn hin, mein Herr?“ fragte eine kräftige Baßstimme aus dem ungeschlossenen Fenster des Wagens heraus.

Woldemar nannte die so weit entfernte Straße, in welcher er wohnte.

„O, das trifft sich ja ganz schön!“ entgegnete der Passagier mit der kräftigen Baßstimme. „Da wollen wir auch hin. Steigen Sie mit ein, mein Herr! Wir haben noch viel Platz.“

Zugleich ward der Schlag des Wagens

von innen auf zuvorkommende Weise geöffnet.

Woldemar zögerte natürlich nicht, von diesem ihm so erwünscht kommenden Anerbieten Gebrauch zu machen, sondern sprang schleunigst in den Wagen hinein.

Es war sehr finster in demselben, bei dem matten Scheine der Cigarre aber, welche der Mann mit der kräftigen Baßstimme rauchte, sah man, daß außer ihm noch ein Passagier sich im Wagen befand.

Der Mann mit der Cigarre saß auf dem Hintersitz und der andere Passagier auf dem Vordersitz.

Der Erstere ergriff Woldemar, nachdem derselbe eingestiegen, bei der Hand, zog ihn neben sich nieder und sagte:

„Setzen Sie sich hierher, mein Herr. So! Nun sind wir unser Drei; vielleicht treffen wir unterwegs noch einen Vierten, dem wir den Gefallen thun können, ihn mitzunehmen."

Dann neigte er sich wieder zu dem offenen Fenster hinaus und rief dem Kutscher zu:

„Nun vorwärts! Aber hübsch langsam,

damit wir bei dieser Stocknacht kein Unglück haben. Man hat," setzte er dann wie zur Erläuterung dieser dem Kutscher ertheilten Weisung hinzu, „in einigen der Straßen, die wir zu passiren haben, wegen der neuen Gasleitung das Pflaster aufgerissen; deshalb habe ich dem Kutscher Vorsicht empfohlen."

Woldemar bemerkte mit einigen kurzen Worten, daß er dies nur billigen könne, und sein gesprächiger Nachbar fuhr, während der Wagen mit sehr gemäßigter Geschwindigkeit weiterrollte, fort:

„Wir kommen aus dem neuen Tivoli, welches heute mit Concert und öffentlichem Ball eingeweiht ward, und haben uns sehr gut amüsirt. Es waren sehr viel liebenswürdige Damen da."

Woldemar glaubte, der Höflichkeit gemäß nun auch sagen zu müssen, wo e r herkäme, und entgegnete daher:

„Ich komme von dem Balle, welchen der Commerzienrath Geier zur Feier der Vermählung seiner ältesten Tochter veranstaltet hatte."

„Ah so", sagte der Mann mit der kräf-

tigen Baßstimme und setzte nach einer Weile hinzu:

„Da muß viel feine Welt versammelt gewesen sein."

„Ach ja," entgegnete Woldemar. „Es waren auch viel schöne Damen da, wenn auch vielleicht nicht ganz so liebenswürdige wie im neuen Tivoli gewesen sein werden".

Der Nachbar des feinen Studenten lachte und antwortete dann:

„Ich weiß, was Sie sagen wollen, mein Herr! Lieber Gott, es amüsirt sich hier auf dieser Welt Jeder so gut er kann, und wer nicht in vornehme Privathäuser eingeladen wird, der hilft sich auf andere Weise. Aber, zum Donnerwetter," setzte er nach einigen Augenblicken, hinzu, „ich dächte, meine Cigarre wäre ausgegangen."

Woldemar freute sich, dies zu hören.

Er rauchte nicht nur selbst nicht, sondern mied auch, dafern es sich thun ließ, die Nähe eines jeden Rauchers, wie die eines Stinkthiers.

Wenn sein Nachbar nicht mehr rauchte, so hatte er, Woldemar, auch nicht zu fürchten, daß seine feine Balltoilette noch mehr verpestet würde, als dies bis jetzt geschehen war.

Diese Hoffnung erwies sich jedoch als eine trügerische und vorschnelle, denn der Mann mit der kräftigen Baßstimme griff in die Tasche, holte ein kleines Feuerzeug heraus und setzte durch Aufstreichen eins jener bekannten niedlichen Phosphorwachskerzchen in Brand, mit welchen man sich zur Noth drei Treppen hinauf- oder hinunterleuchten kann.

Sonderbarerweise machte er davon nicht den Gebrauch, der sich nach seiner letzten Aeußerung erwarten ließ, sondern schien das Licht blos zu dem Zweck angezündet zu haben, um Woldemar's Persönlichkeit genau in Augenschein nehmen zu können.

Wenn ihm aber dies auf die eben erwähnte Weise ermöglicht ward, so ward dadurch auch Woldemar in den Stand gesetzt, zu sehen, wie die beiden Unbekannten, die ihn so zuvorkommend mit in ihren Wagen genommen, eigentlich aussahen.

Die Musterung, die er beim Scheine des kleinen Wachskerzchens, welches sein Nachbar in der Hand hielt, rasch vornahm, fiel jedoch keineswegs zum Vortheil der beiden Männer aus, mit welchen ihn der Zufall auf so unerwartete Weise zusammengeführt hatte.

Der mit der kräftigen Baßstimme, sein unmittelbarer Nachbar, war ein großer, riesiger Mann mit einem schwarzen Vollbart, der fast das ganze Gesicht bedeckte, sodaß von diesem weiter nichts zu sehen war als eine stark hervorragende Habichtnase und ein unheimlich funkelndes schwarzes Augenpaar.

Der Mann trug einen bis über das Kinn herauf zugeknöpften Ueberrock und einen weit in die Stirn herein gedrückten schwarzen Cylinderhut.

Sein Begleiter, der bis jetzt unbeweglich in einer Ecke des Vordersitzes gesessen und noch kein Wort gesprochen, war klein und unansehnlich, hatte brandrothes Haar und ein glattrasirtes unangenehmes Gesicht mit grünlichgrauen Blinzelaugen.

Dabei trug er einen ebenfalls bis an den

Hals herauf zugeknöpften dunkelfarbigen Ueberrock und einen niedrigen grauen Filzhut, dessen breite Krämpe kaum gestattete, die Augen zu sehen.

Der große schwarze Mann schien mit dem, was er beim Licht seines Wachskerzchens sah, besser zufrieden sein als Woldemar mit dem Resultat *seines* Schauens.

Mit ganz besonderem Behagen weilten seine schwarzen funkelnden Augen auf Woldemar's schwerer Uhrkette und der Busennadel, deren Werth die kleine, in dergleichen Dingen aber erfahrene Tochter des Commerzienraths auf fünfhundert Thaler taxirt hatte.

Sogar auf den bis jetzt so apathischen Rothkopf in der Ecke schien der Anblick dieser flimmernden Werthgegenstände eine aufstachelnde Wirkung zu äußern, denn er bog sich ein wenig vorwärts, wie um dieselben genauer in Augenschein zu nehmen.

Dem feinen Studenten ward es bei diesem auffallenden Benehmen seiner beiden Begleiter etwas bänglich zu Muthe.

Er hatte natürlich ebenfalls von den in

der letzten Zeit wiederholt vorgekommenen Einbruchsdiebstählen und Raubanfällen gehört und gelesen, und die beiden Persönlichkeiten, mit welchen er sich so in finsterer Nacht, auf den vereinsamten Straßen und in einem geschlossenen Wagen allein sah, hatten, wie er sich nun überzeugt, ganz das Ansehen von Urhebern nächtlicher Verbrechen.

Wenn ihm in dieser Beziehung noch ein Zweifel beiging, so sollte dieser sehr bald beseitigt werden.

Anstatt nämlich mit dem brennenden Kerzchen die vorgeblich ausgegangene Cigarre wieder anzuzünden, warf der schwarzbärtige Mann beides zum Wagenfenster hinaus, schlug dann dieses zu und drehete den Wirbel vor, während der Rothbart wie auf Commando mit dem auf seiner Seite befindlichen Wagenfenster dieselbe Procedur vornahm.

Einen Augenblick später fühlte Woldemar sich an der Kehle gepackt und vor seinen Augen flinkerte etwas, was ihm eine blankgeschliffene Stahlklinge zu sein schien.

„Wenn Sie einen einzigen Schrei von

sich geben, junger Mensch," sagte der Mann mit der Baßstimme, von welcher er jetzt aber einen sehr gedämpften Gebrauch machte, „so sind Sie ein Kind des Todes."

„Aber was wollen Sie von mir?" stammelte Woldemar erschrocken und ohne einen Versuch zur Gegenwehr zu machen, denn er sah ein, daß eine solche völlig nutzlos sein und er dann nur um so schlechter wegkommen würde.

„Wir wollen," antwortete sein unheimlicher Nachbar, „weiter nichts als was sie auf dem Leibe tragen. Also rasch her damit! Wir haben nicht lange Zeit."

„Was ich auf dem Leibe trage?" wiederholte das zitternde Opfer der räuberischen Strolche. „Sie meinen wohl meine Uhr und Börse?"

„Diese allerdings, außerdem aber auch Ihre Tuchnadel, Ihre Ringe und Ihre Kleider."

„Meine Kleider!" rief Woldemar entsetzt.

„Nicht so laut, Freund!" sagte der schwarzbärtige Riese, indem er Woldemar's Kehle noch fester packte. „Ja, auch Ihre Kleider müssen

wir haben. Das Visitiren derselben würde uns zu lange aufhalten, denn wir haben, wie ich schon gesagt habe, nicht viel Zeit. Also her mit Allem! Greif mit zu, Schnappel!"

Der Rothkopf, welchem diese letzten Worte galten, leistete denselben sofort Folge und ehe fünf Minuten vergingen, saß Woldemar aller seiner Kleider — bis auf Unterhosen, Strümpfe und Tanzschuhe — beraubt da.

Sogar das Hemd riß man ihm vom Leibe, weil man sich nicht erst die Mühe nehmen wollte, die mittelst einer sinnreichen Vorrichtung darin befestigte Brillantnadel loszumachen.

„Aber," jammerte Woldemar, „in diesem Zustande kann ich doch nicht aus dem Wagen steigen?"

Der schwarzbärtige Riese lachte und entgegnete:

„Warum denn nicht? Es ist ja finster und kein Mensch auf der Straße. Wir sind nun ohnehin bald in der, welche Sie beim Einsteigen nannten, und wenn Sie uns Ihre Hausnummer

sagen wollen, so werden wir Sie bis dicht vor Ihre Thür fahren."

„Aber meine Schlüssel!"

„Auch Ihre Schlüssel sollen Sie bekommen. Wo haben Sie dieselben hingesteckt?"

„In die Seitentasche des Fracks."

Der Räuber suchte so schnell, als es sich in der Dunkelheit thun ließ, an dem angegebenen Orte.

„Hier sind die Schlüssel," sagte er dann. „Damit Sie übrigens sehen, daß Sie es in uns mit billig denkenden Leuten zu thun haben, sollen Sie Ihren Frack zurückbekommen. Wie ich merke, steckt in den Taschen weiter nichts, als ein feines Tuch, welches ich behalten werde. Hier ist der Frack; ziehen Sie ihn rasch an, denn Sie werden bald aussteigen müssen."

Woldemar zog seinen Frack wieder an und bat dann, ihm auch seine übrigen Kleidungsstücke zurückzugeben.

Der Schwarzbärtige schlug ihm dies aber in barschem Tone rund und rein ab und setzte dann hinzu:

„Jetzt sind wir in Ihrer Straße. Also, welche Nummer hat Ihr Haus?"

„Fünfundzwanzig," antwortete Woldemar.

Der Räuber wirbelte das Wagenfenster an seiner Seite auf, bog sich hinaus und rief dem Kutscher zu:

„Vor No. 25. wird Halt gemacht!"

Gut!" antwortete der Kutscher, der mit den Strolchen jedenfalls unter einer Decke stak.

Droschkenkutscher besitzen in der Regel nicht blos die umfassendste Lokalkenntniß, sondern scheinen auch von der Natur mit Katzenaugen ausgestattet zu sein, denn sie wissen selbst bei finsterer Nacht die ihnen aufgegebenen Hausnummern zu finden.

Dies war auch mit dem, mit welchem wir es hier zu thun haben, der Fall.

Nachdem der Wagen noch zwei oder drei Minuten lang weitergerollt war, hielt er still.

Der Schwarzbärtige öffnete den Schlag von innen, packte dann Woldemar beim Arm, schob ihn etwas unsanft zum Wagen hinaus und raunte ihm, indem er ihn immer noch festhielt, in's Ohr:

„Wenn Sie sich unterstehen, Anzeige bei der Behörde zu machen oder sonst Jemandem zu verrathen, was Ihnen diese Nacht passirt ist, so wird mein Dolch Sie zu finden wissen. Das merken Sie sich!"

Nachdem der Räuber dies gesagt, gab er, Woldemar loslassend, diesem zugleich einen Stoß, daß er beinahe auf's Pflaster hingestürzt wäre, schlug dann die Wagenthür mit lautem Getöse wieder zu und der Wagen setzte sich sofort mit einer Vehemenz in Bewegung, als ob die Gefahr, in aufgerissene Stellen zu stürzen, mit einem Male nicht mehr vorhanden wäre.

VII.

Cora Fernbach, die ironische Tochter des reichen Sachwalters, hatte noch zwei ältere Schwestern, die ihr an Anmuth der äußern Erscheinung ebensowenig nachstanden wie an Hang zur Medisance und Spottsucht.

Ja, sie übertrafen vielleicht in beiden Beziehungen ihre jüngere Schwester, denn sie waren natürlich körperlich mehr entwickelt und besaßen mehr Erfahrung.

Trotz ihrem vortheilhaften Aeußern und trotzdem sich erwarten ließ, daß ihr Vater es an einer seinem Reichthum angemessenen Aussteuer nicht fehlen lassen würde, hatte sich doch bis jetzt für keine von beiden eine passende Partie finden wollen.

Der Verdruß hierüber hatte sie auch abgehalten, ihrem Vater zu dem Hochzeitsballe im

Hause des Commerzienraths zu begleiten, obschon sie natürlich für ihr Nichterscheinen einen ganz andern Grund angegeben hatten.

„Geh Du nur allein mit Papa, Cora," hatte die älteste Schwester zu der jüngsten gesagt. „Du bist noch zu jung, als daß Du die Braut beneiden könntest. Gieb aber gut auf Alles Acht, damit Du uns, wenn Du wiederkommst, einen ganz genauen und ausführlichen Bericht erstatten kannst. Wir werden wachbleiben und Dich erwarten."

Cora versprach natürlich, etwas zu thun, was sie auch unaufgefordert gethan haben würde, und wir haben selbst gesehen, wie scharf sie im Verein mit ihrer Freundin Adeline die Vorgänge und Persönlichkeiten des Hochzeitsballes beobachtete.

Ihre Schwestern hatten sich, um sich die Zeit des Wachens und Wartens, die möglicherweise sehr lange dauern konnte, auf amüsante Weise zu vertreiben, zwei ihrer besten Freundinnen eingeladen, mit welchen sie bei einer Tasse Thee und unter allerhand wohlwollenden Gesprächen über Menschen und Zustände der

Heimkehr ihres Vaters und ihrer Schwester entgegensahen.

Diese Heimkehr erfolgte aus Anlaß des uns bereits bekannten Erscheinens der seltsamen Gratulanten im Hochzeitssaale etwas früher, als man erwartet hatte, und die Harrenden hörten nun von der witzigen Cora einen ausführlichen Rapport über Alles, was diese gesehen und gehört.

Es versteht sich von selbst, daß dieser Rapport den Zuhörerinnen eben so wie der jugendlichen Berichterstatterin selbst reichen Stoff zu einer Conversation gab, die, nachdem Papa Fernbach sich in sein abgelegenes Schlafzimmer und zur Ruhe begeben hatte, in immer frischeren Zug kam.

Die beiden eingeladenen Freundinnen waren ebenfalls Schwestern und wohnten in unmittelbarer Nachbarschaft, so daß ihr Nachhauseweg ein ganz kurzer und, trotz der späten Stunde, höchstwahrscheinlich völlig ungefährlicher war.

Mit ganz besonderem Interesse vernahm man, daß der Freund des armen blamirten

Eugen, der einem wandelnden Juwelierladenschaufenster gleichende Woldemar, hier in demselben Hause wohnte und daß man sonach wahrscheinlich sehr bald Gelegenheit erhielt, diesen interessanten Crösussohn von Angesicht zu Angesicht zu schauen.

„Diese Gelegenheit,“ bemerkte Cora, „kann sich noch heute Nacht darbieten. Allerdings verließ Herr Blankenberg den Saal noch eher als wir, that es aber, wie er mir beim Fortgehen zuflüsterte, in der Absicht, seinen Freund zu trösten und nach Hause zu begleiten. Ich fuhr wenige Minuten später mit Papa in der Equipage des Commerzienraths hierher und unser steinreicher Hausgenoß kann daher noch nicht dasein. Wir brauchen deshalb blos ein wenig aufzupassen, um ihn kommen zu hören. Vielleicht hat er eine Nachtdroschke aufgegattert, wahrscheinlicher aber ist es, daß er zu Fuße kommt. Jedenfalls hören wir ihn das Haus aufschließen.“

„Ja,“ sagte eine der befreundeten Nachbarinnen, „und wir, meine Schwester und ich, machen uns immer zum Fortgehen fertig. So bald wir das feine Herrchen kommen hören,

brechen wir auf, Ihr begleitet uns mit Lichtern und dann haben wir jedenfalls das Vergnügen, Herrn Blankenberg auf der Treppe zu begegnen und ihn, wenn auch nur im Vorbeigehen, in Augenschein nehmen zu können."

Mit diesem Feldzugsplan erklärte man sich allseitig einverstanden und die jungen Damen fuhren nun, in Erwartung des Schlußtableaus, bei welchem Woldemar Blankenberg als Hauptperson figuriren sollte, fort, sich die Zeit mit Gesprächen zu verkürzen, zu welchen ja Stoff in Hülle und Fülle vorhanden war.

Endlich hörte man einen Wagen die Straße heraufkommen und vor dem Hause Halt machen.

„Das muß er sein!" rief Cora aufspringend und griff nach einem der bereitgestellten Lichter, um es an der auf dem Tische stehenden Lampe anzuzünden.

Ihre beiden ältern Schwestern thaten dasselbe, die befreundeten Nachbarinnen erhoben sich ebenfalls und eine Minute später bewegte sich der Zug mit den Lichtträgerinnen an der Spitze die Treppe hinab.

Noch war man nicht am Fuße derselben angelangt, so öffnete sich die Hausthür und herein trat eine Gestalt, bei deren Anblick sämmtliche fünf junge Damen einen Schrei des Entsetzens ausstießen und auf die Seite prallten.

Der Eintretende war allerdings der Erwartete, aber in einem Aufzuge, der ihn nicht zum Sohn eines Crösus, sondern eher zum Stiefkind eines Diogenes stempelte.

Ohne Hut, ohne Halstuch, nur mit Frack, Unterhosen, Strümpfen und Schuhen bekleidet stand er da.

Wir wissen, daß er auch kein Hemd anhatte, die jungen Damen aber gewahrten diesen entsetzlichsten aller Mängel nicht, denn Woldemar war, um denselben zu verdecken, auf ein überaus sinnreiches Auskunftsmittel verfallen.

Als der schwarzbärtige Räuber ihn aus dem Wagen hinausgestoßen hatte und dieser rasch weitergerollt war, hatte er, ehe er die Hausthür aufschloß, einen Blick nach den Fenstern der ersten Etagen emporgeworfen und bemerkt, daß zwei derselben noch hell erleuchtet waren.

Er muthmaßte natürlich sofort, daß Cora und ihre Schwestern noch wach seien, und obschon er nicht glaubte, daß er einer oder mehrern von ihnen auf dem Wege nach seiner Wohnung hinauf begegnen würde, so fand er es doch räthlich, sein jammervoll reducirtes Costüm so zu arrangiren, daß der Anstand wenigstens aus dem Gröbsten gerettet würde.

Noth macht erfinderisch und Woldemar bewies dies auf vortreffliche Weise.

Rasch zog er seinen Frack aus und sofort wieder an, aber verkehrt, das heißt so, daß die herabhängende Schöße nach vorn kamen.

Dann knöpfte er ihn so rasch und so gut es gehen wollte, den Rücken hinauf zu und hatte so eine Aehnlichkeit mit einem wilden Indianer, der die Skalps seiner Feinde vorn am Gürtel befestigt trägt.

Er hoffte inbrünstig, daß diese Vorsicht sich als überflüssig erweisen und er, ohne von Jemandem im Hause bemerkt zu werden, in sein Zimmer hinaufgelangen könnte.

Leider erwies diese Hoffnung sich als eine grausam trügerische, denn als er, nachdem er

die Hausthür möglichst geräuschlos aufgeschlossen, in das Haus trat, strahlte ihm heller Lichterglanz entgegen und begrüßte ihn ein fünffacher Schreckensruf von schönen Lippen.

Nur die möglichste Schnelligkeit der Bewegungen konnte das Maß des Lächerlichen, dem er sich unrettbar verfallen sah, auf ein Minimum zurückführen, und mit einem krampfhaften, als ob noch die Faust des schwarzbärtigen Riesen ihm die Kehle zusammenpreßte, heiser hervorgestoßenen „Guten Abend!“ flog er an den ihn mit entsetzten Blicken anstierenden jungen Damen vorüber, die Treppe hinauf und war im nächsten Augenblick verschwunden.

Am nächstfolgenden Tage ward fast in der ganzen Stadt von weiter nichts gesprochen als von der seltsamen Scene, welche den Hochzeitsball im Hause des Commerzienraths zum Schluß gebracht, und von dem noch weit seltsameren Aufzuge, in welchem Woldemar Blankenberg von diesem Balle nach Hause zurückgekehrt war.

Nicht im Stande, die Wucht des Spottes, der ihrer harrte, zu ertragen, verließen die

beiden feinen Studenten sofort die Stadt, um auf einer andern Universität ihre Studien fortzusetzen und zu beenden.

„Gut, daß die beiden Patenthengste sich gedrückt haben," sagte Rümpler, als er am nächstfolgenden Abend wieder mit seinen Freunden auf der Kneipe beim Biere saß. „Solche Zierbengel, die eine ganze Universität in Verruf bringen können, sollten allemal auf diese Weise ausgeschmiert werden."

Ende.